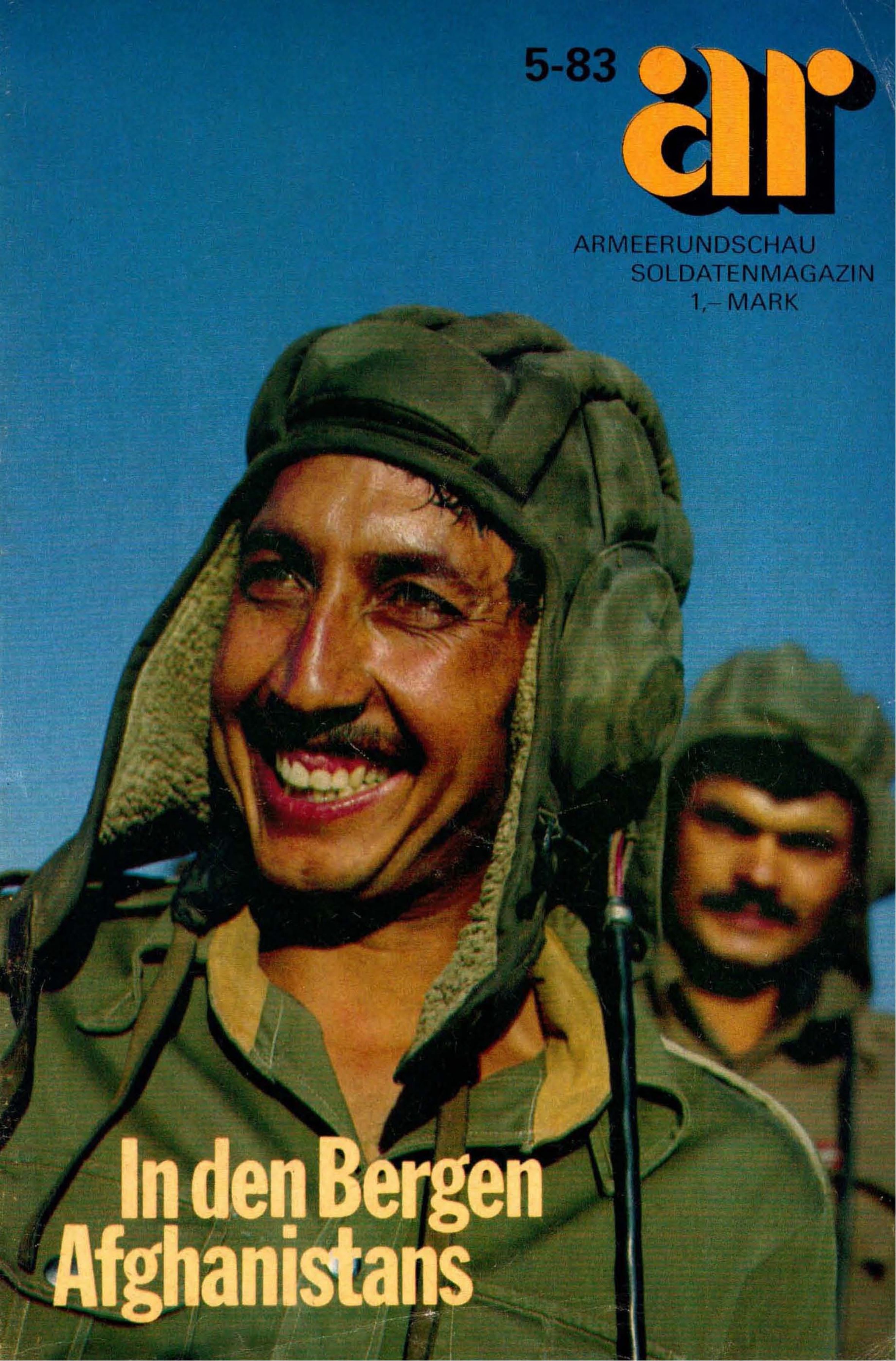

5-83
ar
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
In den Bergen
Afghanistans



Bild: Günter Rinnhofer



Was ist Sache?

Was ist Revanchismus? Wo kommt er her und wie äußert er sich heute?
Soldat Mirko Ratzlaff

Revanche bedeutet Vergeltung, Rache. Zu einem politischen Begriff wurde das Wort, als Frankreich nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 das an Erzen reiche und mit den Festungen Metz und Strasbourg militärisch bedeutungsvolle Elsaß-Lothringen an Deutschland abtreten mußte. Dafür wollte die französische Reaktion Rache nehmen und das Verlorengegangene mit allen Mitteln zurückgewinnen. Sie schwor Revanche.

Gleiches tat 1918 die deutsche Reaktion, als sie den ersten Weltkrieg und damit ein Achtel des Staatsgebietes sowie die Kolonien verloren hatte. Im Faschismus erreichte die Revanchehetze ihren Höhepunkt. Sie diente der Vorbereitung des zweiten Weltkrieges und lieferte den Vorwand für seine Auslösung.

Revanchismus ist also eine Ideologie der aggressivsten imperialistischen Kräfte, deren Ziel darin besteht, das Volk für einen Revanchekrieg geistig reif zu machen. Und immer geht es darum, verlorene Gebiete gewaltsam wiederzuerlangen und auf neue Einfluß zu bekommen. Seit 1918 ist der Revanchismus ein Wesenszug des deutschen Imperialismus.

Daran hat sich bis in unsere Tage nichts geändert. An der BRD wird dies deutlich.

Revanchistisches Gedankengut stand schon 1949 an ihrer Wiege. So erhebt sie in ihrem Grundgesetz den Anspruch, alle Menschen zu vertreten, die „in dem Gebiet des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden" haben. Und was anderes als revanchistisch ist jener Spruch des Karlsruher Bundesverfassungsgerichtes von 1973, wonach die BRD „erst vollständig das" sei, „was sie sein will, wenn die anderen Teile Deutschlands ihr angehören"? Dies ist beileibe kein Schnee von vor zehn Jahren. Schließlich geschah es im Januar 1983, daß der Bonner Innenminister Friedrich Zimmermann erklärte, für die BRD-Regierung bestehe nach wie vor das Deutsche Reich in den Grenzen von 1937.

Damit ist – um es einmal territorial zu umreißen – ein imperialistisches „Deutschland" gemeint, das neben der BRD die gesamte DDR einschließt, die westlichen Wojewodschaften der Volksrepublik Polen mit Pomorze und Slask sowie das Kaliningrader Gebiet in der UdSSR. Zusammengenommen ein Territorium, das mit 470000 Quadratkilometern der doppelten Größe der heutigen BRD entspricht – ganz zu schweigen von den Bodenschätzen, der hochentwickelten Industrie, den fruchtbaren Landstrichen, den Ostseehäfen...

Aber nicht nur das. Von revanchistischen Haltungen bestimmt ist auch die Nichtanerkennung unserer Staatsbürgerschaft und der völkerrechtlich fixierten Grenze zur DDR, ist der Versuch, die sozialistische DDR und die imperialistische BRD unter ein „gesamtdeutsches" Dach zu stellen. Wundert es da jemanden, daß die DDR im „Deutschen Bundeswehrkalender" als „Sowj. bes. Zone" bezeichnet wird, polnisches und sowjetisches Territorium als „Deutsche Ostgebiete"? Ist es da verwunderlich, daß sich in Wentdorf ein Oberstleutnant Klaar ungestraft vor seine Panzergrenadiere hinstellen und aussprechen darf: „Ich sage Ihnen, wir kriegen Ostpreußen wieder, und wenn ich zu Fuß dorthin laufen muß"?

All dies ist rassereiner Revanchismus – und in diesem Jahr soll er gar noch raketen-atomar aufmunitioniert werden. Gebietet das nicht allerhöchste Wachsamkeit, allersicherste Riegel gegen revanchistische Eroberungspläne?

*

Etwas stimmte da nicht in Ihrer Antwort aus Heft 3/83: Ich konnte meine Verlobte auf die Jugendtouristreise mitnehmen!
Obermaat R. Sachse

Sie haben recht. Da ist mir in der Tat ein Irrtum unterlaufen, als ich schrieb, Armeeangehörige könnten Jugendtouristreisen nicht zusammen mit ihrer Partnerin antreten. Sie widerlegen mich mit dem eigenen Beispiel: Die FDJ-Leitung hat es Ihnen sogar ausdrücklich angeboten, Ihre Verlobte mitzunehmen. Was Sie auch getan haben – und es wurde für Sie beide ein großes und schönes Erlebnis, das Ihrer Marita auch zu einem noch besseren Verständnis für Ihren militärischen Dienst verhalf.

Nun sagt man zwar, irren sei menschlich, aber das ist wohl keine rechte Entschuldigung für mein Verirren. Also: Ich korrigiere mich. Diesmal mit Bezug auf die richtige Informationsquelle, die Schrift „Jugendfunktionär – Ratgeber für die Arbeit der FDJ-Leitungen". Herausgegeben von der Politischen Hauptverwaltung der NVA, heißt es dort unter dem Abschnitt zur Jugendtouristik: „Außer bei kostenlosen Auszeichnungsreisen ist es gestattet, daß Ehepartner und Verlobte an Touristenreisen teilnehmen."

Damit ist hinfällig, was hierzu im Heft 3/83 stand. Und die Sache, dank Ihres kritischen Hinweises, wieder stimmig.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Rohstoff-quellen

Es gibt Bücher, die man unter allen Umständen bis zur letzten Seite lesen will, obwohl man sie wieder und wieder aus der Hand legen muß, überwältigt, bestürzt, erschrocken, angeekelt von dem, was man da las. Und doch ist man so stark angezogen von den Menschen, über deren Schicksal geschrieben wurde. Ein solches Buch habe ich soeben gelesen und wünsche mir, daß auch Ihr es lest.
Es handelt von einem Mann, der seine Kindheit verlebte in der Stadt Palentiniai, fünf Kilometer südlich des großen Memelstromes, an der Grenze zwischen dem Reich des deutschen Kaisers und dem Reich des russischen Zaren. Er heißt Germain Tawordschus, und er wird Jahre später von den Nazis in die Häftlingsnummer 12546 umbenannt werden. Er wird in Konzentrationslagern die Hölle erleben, er wird Menschen nicht sterben, nein, verrecken sehen, er wird gefoltert werden und Qualen erleiden, die unvorstellbar scheinen, er wird zum Erschießen an die Wand gestellt werden und doch überleben. Er wird Massenmördern in die Augen sehen, so wie er deren Führer einmal aus allernächster Nähe sah, diesen Psychopathen mit dem gestutzten Schnurrbart, der das deutsche Volk in den Abgrund riß zu einer Zeit, da die Partei Thälmanns schon sechs Millionen Stimmen hinter sich hatte. Im Juli 1933 wird Germain, den seine Genossen einfach Hermann nennen, verhaftet. Zuchthaus, KZ, Steinbruch, Folter – der Kommunist übersteht es wie durch ein Wunder. Er wird arbeiten können. Die Lungenkrankheit, die er sich bei der unmenschlichen Schinderei im Steinbruch geholt hatte, wird geheilt werden. Er wird seinen Platz in einem Land finden, an dessen Geburt und Verteidigung er mitwirkte: in unserem Land, das in seinem vierten Lebensjahr mit der gleichen braunen Jauche besudelt wurde, in der Germain zwölf furchtbare Jahre lang gefangengehalten worden war.
Wilhelm Girnus ist der Autor dieses für mein Empfinden außerordentlichen Buches „Aus den Papieren des Germain Tawordschus" (Hinstorff Verlag). Hart, schonungslos, unvermittelt, als wäre es soeben geschehen, schreibt Girnus von dem Unvorstellbaren, das Menschen zugefügt, zugemutet, aufgezwungen wurde von den faschistischen Bestien. Ohne Pathos, schlicht und klar stellt er den Kampf der Genossen dar, ihre Gespräche, ihre Aktionen, ihre Ängste, ihren Mut. Ungewöhnlich die literarische Methode Girnus': Erzählung, Tagebucheintragung, Tonbandprotokoll, Bericht, Psychogramm wechseln einander ab. Keine chronologisch ablaufende Handlung wird geboten, sondern Wiedergabe von Erlebtem in voneinander unabhängigen Zeitebenen. Ein im Wortsinne anspruchsvolles Buch über einen Zeugen der besiegten Vergangenheit.
Mut, Todesverachtung, unerschütterliche Überzeugtheit von der Sache des Menschheitsfortschritts, das sind Eigenschaften, die Germain und gleich ihm ungezählten Genossen die schwersten Situationen überstehen halfen. Sehen wir uns um. Überall finden wir unter uns Menschen, die mutig, entschlossen, tapfer, ja kühn sind, mitten im Frieden. Die Kumpel in den Braunkohletagebauen zum Beispiel. Die Soldaten bei der Panzernahbekämpfung zum Beispiel. Wie aber erlangen und beweisen gerade unsere Armeeangehörigen solche lebenswichtigen Tugenden, wenn sie wirklicher Gefahr gegenüberstehen, wenn das Leben bedroht ist vom wirklichen, angreifenden Gegner? Warum hat mancher junge Soldat einfach Angst, wenn er das erste Mal mit seinem Panzer einen Fluß zu forcieren hat? Warum bleibt er plötzlich vor einem brennenden Hindernis auf der Brandmittelkampfbahn stehen, anstatt es schnell zu überwinden wie sein Kommandeur? Ist Tapferkeit dasselbe wie Kühnheit? Wie erlangt man Selbstbeherrschung? Warum kann der kleine Satz „Du schaffst es!" wahre Wunder wirken? Kann man sich an die Nähe der Gefahr gewöhnen? Wie überwindet man Angst? Viele der „Neuen", die dieser Tage die Reihen unserer Streitkräfte auffüllen, werden unter den ungewohnten Bedingungen des militärischen Lebens vielleicht erstmals Mut und









Entschlossenheit beweisen müssen. Wäre es nicht einen Abend im Kompanieklub wert, einmal über solche wichtigen Fragen miteinander zu reden? Ich empfehle Euch dazu ein kleines Büchlein (es kostet nur 2,80 M): „Im Angesicht der Gefahr", worin all solche Fragen behandelt werden, und zwar sehr gut verständlich. Der Autor heißt A. A. Woinow, erschienen ist es im Militärverlag der DDR.

Dort feiert man in diesen Tagen in aller Stille ein kleines Jubiläum: das Erscheinen des 100. Bandes der verdienstvollen Memoiren-Reihe. Es sind die Erinnerungen von Generalleutnant Chudalow, der während des Großen Vaterländischen Krieges die Kämpfe im Hohen Norden miterlebte. Die Abwehr der faschistischen Angriffe auf Murmansk, die Operationen der Roten Armee im Polargebiet, die Befreiung Nordnorwegens sind wichtige Stationen im Leben dieses sowjetischen Militärs, der anschaulich und vorstellbar zu berichten weiß. Das Buch heißt „Am Rande des Kontinents".

Auf einen anderen Kontinent, nach Afrika, führt uns ein Mann, der, heute Mitte vierzig, schon ein wahrhaft beachtliches Stück Arbeit geleistet hat: er war Vorsitzender des Kongolesischen Studentenverbandes, arbeitete als Professor für Geschichte, Minister für Volksbildung, Außenminister, Premierminister und Finanzminister, war nebenher Autor von Gedichten, Erzählungen und Romanen und schuf die Nationalhymne seines Landes. Dieser Henri Lopes legt uns einen Roman in Briefen vor. Sein Held Gatsé arbeitet als Lehrer in einem Dorf mitten im kongolesischen Urwald. Dort will er bleiben, selbst als ihm das Angebot gemacht wird, als Kulturattaché sein Land in Paris zu vertreten. Gatsé sucht seinen Platz in der revolutionären Umgestaltung seiner Heimat, der Volksrepublik Kongo. Aus seinen Briefen erfahren wir, wie mühevoll das Finden und Beschreiten des richtigen Weges zum Sozialismus ist, wie schwer auch die Lehren von Marx und Genossen unter den Bedingungen eines erst seit kurzem unabhängigen Landes anzuwenden. Das nur gut 100 Seiten starke Bändchen „Revolution ohne tam-tam" gab der Verlag Volk und Welt heraus.

Weil wir gerade von Marx reden und weil „der Mohr" nicht nur ein genialer, sondern auch humorvoller Mensch war, will ich folgende Anekdote zum besten geben: Marx lernte noch im Alter Russisch, um Berichte und Literatur im Originaltext lesen zu können. Gefragt, weshalb er sich diese große Mühe gemacht habe, erwiderte Marx, den zu dieser Zeit ein schmerzhaftes Karbunkelleiden quälte: „Um mich abzulenken." André Müller sammelte Anektoden um Marx und brachte sie vor einigen Jahren im Eulenspiegel-Verlag heraus. Schmökert ruhig auch mal darin.

Man mag es glauben oder nicht, aber Marx soll als Gymnasiast in Trier keine überragenden Zensuren „erheischt" haben. Man kann das nachlesen in der Broschüre „Geheimnis des Erfolges". Die Autoren Gerlinde und Hans-Georg Mehlhorn, beide Dr. sc. paed., wollen jungen Leuten Mut machen, sich nicht mit Durchschnittlichem zufrieden zu geben, sondern nach Höchstleistungen zu streben. Manfred von Ardenne z. B. hat als Schüler unbedingt die Sonnenflecken und Mondkrater beobachten wollen, aber mit einem selbstgebauten Fernrohr. Er baute es, aus Gardinenstangen, Brillengläsern und Kistenholz. Eiserne Beharrlichkeit und Zielstrebigkeit, vielleicht sind sie schon das Geheimnis des Erfolges. Ihr findet Interessantes darüber in dem kleinen Buch aus dem Fachbuchverlag Leipzig.

Beharrlich und zielstrebig hat sich einer hingesetzt und zu fleißig gesammelten und sorgfältig ausgewählten Fotos Vierzeiler geschrieben. Beispiel: zu einem Foto mit Offiziersbewerbern schrieb er: „Soldatsein gegen Krieg – das ist Soldatsein wert! / Sagt nicht, das würde sich von ganz allein verstehn. / Dies Bild hat mir aufs neu den großen Mut erklärt: / Hinter der Sache stehn heißt: Für sie nach vorne gehn!" Hans-Dieter Schütt hat zu aussagekräftigen Fotos gute Worte gefunden. Entstanden ist eine empfehlenswerte Broschüre, die pünktlich zur Kulturkonferenz der FDJ auf dem Tisch lag. Sie kostet 4,50 M und ist beim Verlag Junge Welt Berlin zu bestellen. Ihr Titel: „Ernstfall: Frieden". Zumindest jeder, der sich mit Wandzeitungsarbeit abzumühen hat, sollte sich schleunigst dieser hilfreichen und anregenden Broschüre versichern. Wohl ersetzt sie nicht eigenes Denken, hilft aber Rohstoff zu sparen, denn unser wichtigster Rohstoff ist Zeit.

Tschüß



Text: Karin Matthées

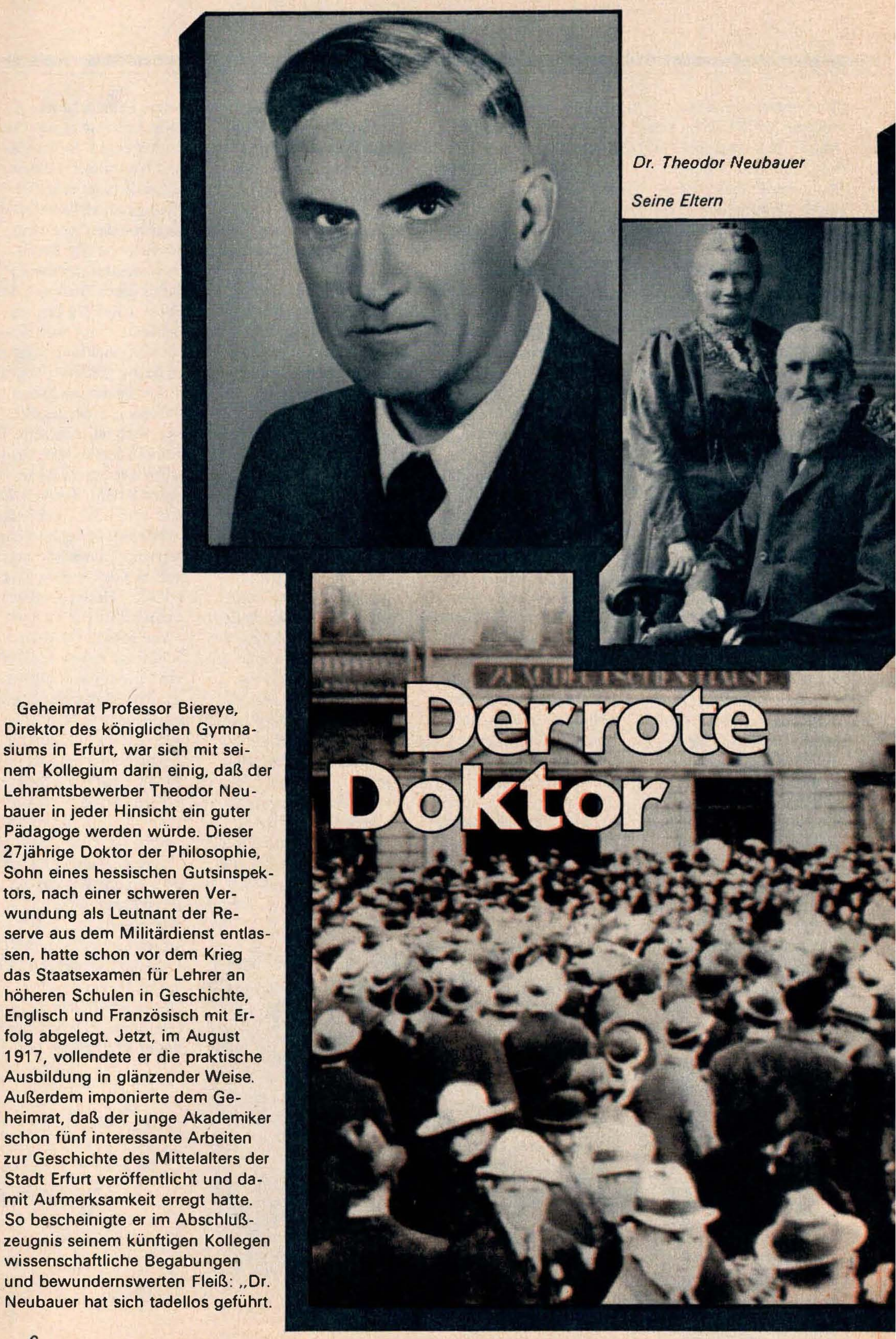
Geheimnis des Erfolgs

Mehlhorn / Mehlhorn





Für- und Wider-Sprüche zu Fotos



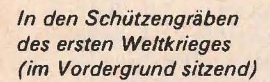
Dr. Theodor Neubauer

Seine Eltern

Kundgebung gegen die Kapp-Putschisten in Gera

Der rote Doktor

Geheimrat Professor Biereye, Direktor des königlichen Gymnasiums in Erfurt, war sich mit seinem Kollegium darin einig, daß der Lehramtsbewerber Theodor Neubauer in jeder Hinsicht ein guter Pädagoge werden würde. Dieser 27jährige Doktor der Philosophie, Sohn eines hessischen Gutsinspektors, nach einer schweren Verwundung als Leutnant der Reserve aus dem Militärdienst entlassen, hatte schon vor dem Krieg das Staatsexamen für Lehrer an höheren Schulen in Geschichte, Englisch und Französisch mit Erfolg abgelegt. Jetzt, im August 1917, vollendete er die praktische Ausbildung in glänzender Weise. Außerdem imponierte dem Geheimrat, daß der junge Akademiker schon fünf interessante Arbeiten zur Geschichte des Mittelalters der Stadt Erfurt veröffentlicht und damit Aufmerksamkeit erregt hatte. So bescheinigte er im Abschlußzeugnis seinem künftigen Kollegen wissenschaftliche Begabungen und bewundernswerten Fleiß: „Dr. Neubauer hat sich tadellos geführt.



In den Schützengräben des ersten Weltkrieges (im Vordergrund sitzend)

Als Lehrer



Er ist außerordentlich befähigt und daher in der Lage gewesen, sich die nötige Unterrichtstechnik bald anzueignen".

• • •

Helle Empörung brach in zahlreichen Bürgerfamilien der Blumenstadt aus, als die Eltern erfuhren, wie ihre Töchter an der Königin-Luise-Schule von Dr. Neubauer unterrichtet wurden. Zwar schrieb man das Jahr 1919, Deutschland war Republik geworden und Sozialdemokraten führten die Regierungsgeschäfte – aber was sich dieser Oberlehrer erlaubte, ging zu weit. In seinem Geschichtsunterricht spielte das Volk eine wichtige Rolle. Ja, mehr noch. Er gab seinen Schülerinnen sogar Schriften von Marx und Engels in die Hände. Schließlich veröffentlichte Dr. Neubauer unter dem Titel „Vom Recht des Kindes" einen Aufsatz, in dem er sich gegen die bürgerlichen Erziehungsprinzipien der Gewalt und Unterdrückung wandte und für eine menschliche Pädagogik der Liebe und Freundschaft zum Kind eintrat. Gleichzeitig forderte er, den Eltern ein Mitspracherecht in der Schule einzuräumen!

Die Erfurter Bürger entfachten eine Kampagne gegen Theodor Neubauer, der durch die Freundschaft mit dem klassenbewußten Arbeiter Hermann Jahn und dem sozialistischen Rechtsanwalt Iderhoff zum Sozialisten und Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei geworden war. Die Bürger reichten Beschwerde beim Schulrat ein, streuten Verleumdungen aus und beschimpften ihn öffentlich als „Rattenfänger, der die Kinder verführt". Als die Eltern ihren Töchtern verboten, seinen Unterricht zu besuchen, widersetzten sich die Mädchen. Einige, die Stubenarrest erhalten hatten, kletterten aus dem Fenster. Die Schülerinnen erschienen trotz elterlicher Strafandrohung in der Schule. Ihnen gefiel der junge sympathische Lehrer – und das, was er sie lehrte.

Im darauffolgenden Jahr hatte die Reaktion Erfolg. Theodor Neubauer, inzwischen Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, erklärte sich als einziger Lehrer Erfurts mit den Arbeitern solidarisch, die zur Abwehr des Kapp-Putsches in den General-

streik getreten waren. Folge: Auf Anordnung der Schulbehörden wurde er nach Ruhla strafversetzt.

● ● ●

Bei den Forstleuten am Rennsteig, den Arbeitern in Eisenach, den Kalikumpeln und Kleinbauern des Rhöngebietes wurde der kommunistische Lehrer und Funktionär Theodor Neubauer schnell bekannt und beliebt. Sein freundschaftliches Verhältnis zu den einfachen Menschen, seine feste Überzeugung, die Begeisterung, mit der er für seine Weltanschauung eintrat, machten ihn für sie zum Vorbild. Gerade seine Haltung trug dazu bei, daß viele den Weg in die Kommunistische Partei Deutschlands fanden. Die Arbeiter standen zu „ihrem Theo". Erst recht, als nun auch die Ruhlaer Fabrikanten versuchten, ihn aus dem Schuldienst zu entfernen. Als Antwort wählten ihn seine Genossen und viele andere werktätige Menschen in den Thüringer Landtag.

Theodor Neubauer blieb jedoch mit heißem Herzen auch Pädagoge. Leidenschaftlich kämpfte er um eine Verbesserung des Unterrichts vor allem an den Volksschulen. In Schriften und Reden propagierte der erfahrene Lehrer nicht nur eine sozialistische Jugenderziehung, sondern entlarvte auch den reaktionären Klassencharakter des bestehenden Schulsystems. Der rote Doktor legte das nicht nur theoretisch dar: Er handelte an der Ruhlaer Schule auch danach. Der Lehrer Erich Bock erinnerte sich daran so: „Wir erhielten damals Besuche der Experten von nah und fern. Hospitanten besuchten unseren Unterricht, Ausstellungen wurden veranstaltet. Ausstellungen von Schülerarbeiten waren in Ruhla überhaupt an der Tagesordnung, bezeugten sie doch am klarsten die Richtigkeit der neuen Methoden."

● ● ●

Dr. Neubauer organisierte die Arbeiterkinder in proletarischen Kindergruppen und führte mit ihnen die Jugendweihe durch. August Oberländer, ein Uhrenarbeiter, berichtete davon: „Meine Tochter sollte Ostern aus der Schule kommen, und da wir der Kirche nicht mehr angehörten, nahm sie natürlich am Konfirmandenunterricht nicht teil. Mein Mädel wurde deshalb gehänselt, gefoppt, beschimpft, ja sogar tätlich beleidigt. Eines Tages erzählte ich Theo davon. Der blickte, während ich sprach, sehr ernst, dann aber lächelte er: „Mach dir keine Sorgen, mein Lieber! Wir führen in Kittelsthal einfach eine Jugendweihe durch, und wenn es für deine Tochter ganz allein ist."

Der Gasthof war überfüllt. Nur Theo fehlte noch. Und die Zeit verging. Schließlich rief er an. Ihm war eine falsche Anfangszeit übermittelt worden. Dann kam er aber doch. Die Jugendweihe fand statt. Die Rede war beeindruckend. Lange war diese Feierlichkeit noch Gesprächsstoff im Dorf. Noch dazu, als die Umstände durch den Uhrenarbeiter Oberländer bekannt geworden waren. „Meine Frau hatte ein kleines Festmahl hergerichtet, und ich lud Theo ein, daran teilzunehmen. Er sagte zu und schob, neben mir hergehend, sein Fahrrad die Straße bergauf. In unserer Wohnstube wurde ihm sogleich ein Ehrenplatz auf dem Sofa eingeräumt. Er setzte sich nieder und sank ohnmächtig um! Theo war in der Hast, so schnell wie möglich nach Kittelsthal zu kommen, mit dem Fahrrad gestürzt, hatte sich dabei sein linkes Knie und das Schienbein aufgeschlagen. Alles war dick angeschwollen und blutverkrustet. Um uns aber nicht im Stich zu lassen, hatte er sich trotz der Schmerzen



Im Gespräch mit Clara Zetkin

Sein Kampfgefährte Magnus Poser

wieder aufs Rad geschwungen und bei uns, den Schmerz immer unterdrückend, schließlich die Festansprache gehalten. Ja, so war unser Theo."

● ● ●

Wegen seiner Funktionen als Oberregierungsrat und Staatsrat der Thüringischen Arbeiterregierung sowie seiner Tätigkeit beim Aufbau und der Bewaffnung proletarischer Hundertschaften im Herbst 1923 wurde Theodor Neubauer von der Reichswehr verfolgt. Er mußte Thüringen verlassen und in die Illegalität gehen. Über Jena, Leipzig, Kassel führte ihn schließlich ein Parteiauftrag in das Ruhrgebiet. Dort arbeitete Theodor Neubauer unter dem Decknamen „Lorenz" als Redakteur der KPD-Zeitung „Freiheit". Karl Schabrod, ein bekannter Arbeiterfunktionär in der BRD, beschrieb den roten Doktor so: „Im Hinterstübchen einer Wirtschaft auf der Kirchstraße in Düsseldorf-Oberbilk erteilte Genosse Theodor Neubauer Abendunterricht für junge Genossen. Seine Art, ein Thema vorzutragen und durch uns erörtern zu lassen, fesselte uns auch nach getaner Tagesarbeit ... Im März nahm Theo mich an einem Schulungsabend beiseite: ‚Du gibst deine Arbeitsstelle als Schreiner auf und fängst am 1. April als Redaktionslehrling bei der Bergischen Volksstimme an.' Ich war überrascht und machte Einwände, weil ich mir wirklich eine solche Arbeit nicht zutraute. Aber Theo war anderer Meinung. ‚Die Partei hat zu dir Vertrauen, daß du das schaffst, und dann schaffst du das auch.'"

● ● ●

Die Arbeiter im Rheinland wählten ihren roten Doktor in den Reichstag. Dort bewährte er sich nicht nur als glänzender Redner, sondern wirkte auch erfolgreich als Finanz- und Steuersachverständiger der KPD-Fraktion. Mit festem Standpunkt, zwingender Logik, gründlicher Sachkenntnis und scharfer Polemik verfocht Theodor Neubauer die Interessen der Arbeiterklasse. So klagte er in der Debatte über die Fürstenentschädigung am 2. Dezember 1925 die Weimarer Republik an: Der Herzog von Koburg-Gotha z. B. erhalte von ihr 200 Millionen Mark Entschädigung, die Großherzogin-Witwe von Sachsen-Weimar eine monatliche Rente von 100000 Mark. Ein Kriegsbeschädigter dagegen werde mit 24 Mark, eine Kriegsgefallenen-Witwe mit 47 Mark monatlich abgespeist. Mutig forderte Theodor Neubauer: „Es gibt nur eines, die völlige Enteignung ohne Entschädigung... Den gesamten Besitz an Schlössern und dergleichen wollen wir verwaltet wissen für die Bedürfnisse des Volkes." Darin sollten unter anderem Genesungsheime für die Kriegsbeschädigten und Heime für die Kinder eingerichtet werden.

Am 26. Februar 1932 legte der KPD-Funktionär die Position der deutschen Arbeiterklasse zur Abrüstungsfrage dar: „Die deutsche Arbeiterklasse steht auf dem Standpunkt: Solange der Kapitalismus besteht, ist die Gefahr des Krieges da. Solange der deutsche Kapitalismus besteht, treibt er immer wieder in den Krieg hinein."

Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 mußte Theodor Neubauer in der Illegalität untertauchen. Doch der Kampf ging weiter. Woche für Woche schrieb der rote Doktor seine die Faschisten entlarvenden Aufsätze in der Zeitschrift „Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung", die in illegalen Ausgaben in ganz Deutschland verbreitet wurde. Immer wieder mußte er sich neue Verstecke suchen, denn die Häscher waren ihm auf der Spur. Im August 1933 wurde Theodor Neubauer verhaftet. Er lernte die Hölle der Gestapo kennen. Doch die Folter konnte seinen Willen nicht brechen.

In der Berichterstattung über den Reichstagsbrandprozeß schrieb die Baseler „Rundschau" in ihrer Nummer 41/1933: „Zwei Schupos führen dann den früheren kommu-

5.2.45
Liebste Frau! Geliebte Tochter!
Liebe Anne! — Euch alle drei grüße ich jetzt zum letzten Mal. Ich sterbe mit festem Herzen — selbstverständlich.
In inniger Liebe
Euer Theo
Allen Lieben die herzlichsten Grüße.

Der letzte Brief

Mit Frau Elisabeth und Sohn Hartmut im Jahre 1928

nistischen Abgeordneten Dr. Neubauer herein. Es ist ihm auf den ersten Blick anzusehen, daß er aus dem Konzentrationslager vorgeführt wird... Auch die bestialischen Mißhandlungen, denen der Zeuge Genosse Neubauer ausgesetzt war, konnten nicht verhindern, daß sein Auftreten in standhafter und überzeugender Weise die Einheitsfrontpolitik der Kommunistischen Partei in den Februarwochen nochmals vor den Augen der unterdrückten deutschen Arbeiter darlegte. Hier wurde der Gerichtssaal zu einer Tribüne, von der ein mißhandelter, aber ungebrochener Kommunist erneut die Politik der Kommunistischen Partei als die Politik der einzigen antifaschistischen Partei zeigte."

Theodor Neubauers Auftreten trug wesentlich dazu bei, daß das Gericht Georgi Dimitroff freisprechen mußte. Bei seiner Ankunft in Moskau würdigte der bulgarische Arbeiterführer seinen deutschen Genossen Neubauer: „Er hat sich hervorragend verhalten."

● ● ●

Sechs Jahre hielten die Nazis Theodor Neubauer in qualvoller Haft. Esterwegen, Lichtenburg, Buchenwald – das waren seine KZ-Stationen. Das hieß: Prügel, Dunkelhaft, Nahrungsentzug, Strafarbeit. Doch der rote Doktor war Kommunist und blieb es. Stefan Heymann, ein Lagergefährte, gab zu Protokoll: „Als politischer Leiter der deutschen Kommunisten in Buchenwald hat Theo Neubauer einen entscheidenden Anteil an der Festigung unserer Gruppe gehabt. Unter ihm wurde das System unserer Parteigruppe so aufgebaut, wie es bis zum Schluß bestehen blieb. Und dieses System hat alle Stürme und Verfolgungen überdauert. Wenn die deutschen Kommunisten in Buchenwald diese führende Rolle spielen konnten und die internationale Front der Antifaschisten so fest zu organisieren vermochten, dann ist das zum großen Teil ein Verdienst Theo Neubauers."

● ● ●

Erst 1939 konnte er zu seiner Familie zurückkehren – nach Tabarz im Thüringer Wald. Man gab ihm Arbeit im Gothaer Opel-Dienst. Es war eine Tätigkeit, die mit Dienstreisen verbunden war. So konnte er insgeheim Kontakte zu illegal arbeitenden Genossen in verschiedenen Orten aufnehmen. Auch in Gera. Dort hatte Magnus Poser eine aktive Parteiorganisation geschaffen, die in Jena eine illegale Druckerei besaß. Poser kam am Neujahrstag 1942 nach Tabarz. Beide Genossen begannen, eine Gebietsorganisation der Partei aufzubauen, die sich bald über ganz Thüringen ausbreitete. Die bereits bestehende Verbindung zur Berliner Jakob–Saefkow-Gruppe wurde noch im gleichen Jahr auf die Widerstandsorganisation Schumann–Engert–Kresse in Leipzig ausgedehnt.

Monate später berieten die führenden Genossen dieser illegalen Parteiorganisationen die Direktive des Zentralkomitees der KPD zur Führung des antifaschistischen Widerstandskampfes. Sie legten die Aufgaben fest, die sich aus der 1943 in der UdSSR erfolgten Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland (NKFD) ergaben. Sie bildeten eine unter Führung des ZK der KPD stehende operative Leitung der Partei in Deutschland. Theodor Neubauer gehörte ihr an.

● ● ●

Der Alltag des illegalen Kampfes war schwer und gefährlich. Treffs an entlegenen Orten, Hilfe für Kriegsgefangene, Herstellung von Flugblättern, theoretische Schulungen, Störung der Kriegswirtschaft... Immer stand das Leben auf dem Spiel. Doch keiner schwankte. Je näher das Ende der faschistischen Herrschaft rückte, desto rühriger wurde die Partei. Auf der Grundlage eines „Berichtes zur Lage", den Theodor Neubauer erarbeitete, und des Programms des NKFD schuf die operative Parteileitung eine Plattform für das künftige Handeln. Darin analysierten die Kommunisten die Lage und zeigten den Antifaschisten den Weg zur Überwindung des Faschismus und zur Errichtung einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung in Deutschland.

Theodor Neubauer fand noch die Zeit, sich mit Fragen des Schulwesens in einem solchen neuen Deutschland zu beschäftigen. Dessen Aufgabe sollte es sein, „die Jugend in die Gesamtentwicklung unserer heutigen Kultur einzuführen... Von hier aus wird dann die Jugend mit der ihr innewohnenden lebendigen Kraft selbständig hinüberschreiten in die Zukunft, zu höherer Kultur, zu vollkommenerem Menschentum."

Die auf breiteste Basis gestellte Widerstandarbeit wurde 1944 jäh unterbrochen. Bei einer Großfahnung fiel am 30. Mai einer der Führer der Berliner Organisation, Bernhard Bästlein, der Gestapo in die Hände. Im Juli nahm die Gestapo Widerstandskämpfer in Berlin-Brandenburg fest. Es folgten Verhaftungen in Leipzig, Magdeburg – und auch in Thüringen. Am 14. Juli wurde Theodor Neubauer in seiner Tabarzer Wohnung verhaftet.

Die Gestapo-Büttel überwältigten den sich verzweifelt Wehrenden. Blutüberströmt warf man ihn in das bereitstehende Auto. Wieder erwartete ihn die Gestapo-Hölle. Mit allen Mitteln versuchten die Folterknechte, Aussagen aus ihm herauszupressen. Vergebens! Theodor Neubauer blieb standhaft.

Ihm war es jedoch nicht vergönnt, die Freiheit zu erleben, für die er sein ganzes Leben gekämpft hatte. Kurz vor der endgültigen Zerschlagung der faschistischen Diktatur starb am 5. Februar 1945 der rote Doktor unter dem Fallbeil im Zuchthaus Brandenburg. Die Nazis konnten ihn wie viele seiner Genossen ermorden, aber nicht brechen.

Seinen Namen trägt heute ein Truppenteil der Grenztruppen der DDR in Thüringen.

Text: Günter Freyer
Bild: Archiv



Bild: ADN-ZB

postsack

Bewährungsprobe

Bald wird mein Freund zur Armee gehen. Das wird eine Bewährungsprobe über drei Jahre werden. Aber wir wissen, wie notwendig diese Zeit ist. Daß sich mein Freund für drei Jahre verpflichtet hat, ist in meinen Augen eine hohe Verantwortung und ein sehr vernünftiger Entschluß. Ich werde ihn in dieser Zeit unterstützen, so gut es geht.
Carola Springer, Suhl

Gesangsverband

Ich bin Krankenschwester in der Charité. Dort hat die medizinische Fachschule einen Patenschaftsvertrag mit dem Wachregiment „Feliks Dzierczynski". So kam es, daß schon nach kurzer Anlaufzeit ein gemischter Chor (Soldaten und Fachschülerinnen) entstand. Die Proben und Auftritte fanden mal bei uns und mal bei ihnen statt. Auch an Ausscheiden, die zwischen den medizinischen Fachschulen Berlins jedes Jahr ausgetragen werden, haben wir uns gemeinsam beteiligt. Nun bin ich, da mit der Fachschule fertig, nicht mehr dabei. Es war eine wertvolle Zeit.
Vera-Manuela Leistikow, Berlin

Ausflug ins Museum

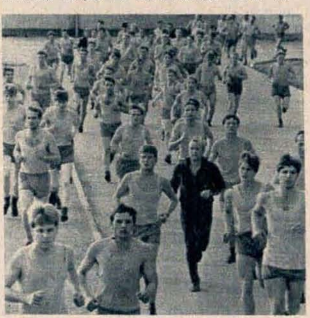
Freude und Aufregung bei den 22 Schülern der POS „Lotte Pulewka" in Potsdam-Babelsberg, als es hieß: Der Wandertag führt ins Armeemuseum! Die Klassenlehrerin



Elvira Leben und Frau Kohnke vom Elternaktiv verdienen an dieser Stelle ein dickes Bravo, denn sie haben diesen Besuch vorgeschlagen und die Klasse begleitet. Es begann mit einem Filmvortrag. Der anschließende Rundgang durch sämtliche Räume löste immer wieder Freude und Begeisterung aus. Besonders lange und eingehend wurde der Ausstellungssaal der Kosmonauten (Bild) besichtigt. Ob Annette, Jan, René, Ina oder Jana, sie alle wünschten sich, bald wieder einen solchen Wandertag zu erleben.
Harri Bach, Potsdam

Schlag-Männer

„Sie liegen gut im Rennen", hieß es in einem AR-Beitrag des Dezemberheftes 1982. Er fand unser aller In-



teresse. Und so wünschen wir den Genossen des Truppenteils „Otto Schlag" für das Erreichen ihrer Ziele viel Erfolg. Wir, das sind 115 Frauen der DFD-Gruppe „Lina Schlag" im Wohngebiet 150 von Halle-Ost. Diese Armeeangehörigen haben schon oft von sich reden gemacht. In der Traditionsarbeit sind sie vorbildlich, wovon wir uns bei einem der jährlichen Namensträgertreffen der Otto- und Lina-Schlag-Kollektive überzeugen konnten. Sinnvolles Schaffen in den dienstfreien Stunden ließ ein umfangreiches und gut gestaltetes Traditionskabinett entstehen. Bei ihrem gewiß nicht leichten Dienst finden die Genossen außerdem noch Zeit, sich musisch zu betätigen. Eine Kostprobe ihres Könnens boten sie beim VIII. und IX. Namensträgertreffen. Diese Veranstaltungen sind uns für die eigene Arbeit Anregung und Ansporn.
DFD-Gruppe „Lina Schlag", Halle

Traumgarantie

Ich bin noch sehr jung, gerade 19 Jahre alt. Aber mit 19 hat man schon Zukunftsträume. Und dafür, daß diese Träume sich ungestört entfalten können, ist der Frieden eine wichtige Voraussetzung. Gerade in unserer Zeit wird sein Schutz immer unerläßlicher. Dafür leisten die Soldaten unserer NVA Großes. Ich bin gegen die aggressive Politik des Imperialismus und beteilige mich, wie viele andere auch, in unserer Seminargruppe am Friedenskampf. Es muß alles für die Erhaltung des Friedens getan werden.
Simone Bader, Magdeburg

Kinder, wie die Zeit vergeht

Seit Jahren verbinden uns mit einer Einheit der Grenztruppen freundschaftliche Kontakte, die sich zu einer guten Tradition entwickelt haben. Mit einigen Briefen meiner ehemaligen Hortgruppe begann es. Heute sind die einstigen Jungpioniere bereits FDJler; einige von ihnen bereiten sich auf einen militärischen Beruf vor. Was damals noch recht begrenzt war, hat sich erweitert: Erst wurde die Klasse einbezogen, dann die Parallelklasse, heute ist die ganze Schule daran beteiligt. Und dies bereits mit der dritten Generation, die jetzt als Jungpioniere aufgenommen wurden. Unsere Grenzsoldaten besuchen uns immer in den Winterferien und gestalten unsere Pioniermanöver mit. Sie sprechen mit den FDJlern und schauen sich natürlich auch unsere Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten an. Zwischen den Besuchen pflegen wir einen regen Briefwechsel.
Ruth Förster, POS „Karl Marx" Freyburg

soldatenpost

Briefwechselwünsche werden nur mit Altersangabe (maximal 25 Jahre) veröffentlicht.

Soldatenpost wünschen sich:
Karin Rehn (19, 1,55 m), 7260 Guben, Postamt 1, postlagernd – Angela Kühne (18), 2520 Rostock 22, Warnowallee 19/20, Kl. LD 1, Zi. 1122 – Monika Kosellek (22, 1,76 m; Tochter 2 1/2), 4327 Hoym, Unterstr. 26 – Bianca Dörner (16), 4500 Dessau, Ackerstr. 8 – Kathrin Schreiter (16), 8401 Glaubitz, Str. der Jugend 9 – Jaqueline Rothe (16), 3013 Magdeburg, Am Krug 4 - Petra Proppe (19), 1540 Falkensee, Bozener Str. 21 – Sabine Treanski, 3270 Burg, Überfunder 23, PSF 4381

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben:
Sabine Schult (24), 2061 Kraase, Dorfstr. 34 – Marina Hartmann (21, Sohn 1/2), 8813 Waltersdorf, Bebel-Str. 17 – Gabriele Gröbel (23, Tochter 3), 1134 Berlin, Weitlingstr. 109 – Silvia Freyer (21), 4900 Zeitz-Aue, Bergstr. 9 – Elke Rosenthal und Silke Kürschner (17), 6502 Gera-Lusan, ZWH O.-Rothe-Str. 7, Zi. 5.9.c – Kornelia Mazurowski (23,



ÜBRIGENS sind Sprichwörter der Schmuck der Rede.

Tochter ½), 1546 Staaken, An der Spitze 7 – Carmen Zurek (25, 2 Kinder), 9417 Zwönitz, Köhlerberg 7 – Kathrin Liebert (17, 1,82 m), 7500 Cottbus, Welzower Str. 25, Zi. 404a

hallo, ar-leute!

Knallbonbon

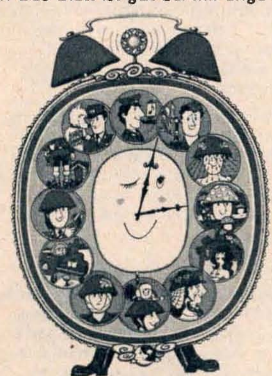
Herzlichen Dank allen AR-Mitarbeitern am Heft 1/83. Es ist Euch ein guter Start in das neue Jahr gelungen. Der Beitrag „Die vier Schumänner" war die richtige Startnummer. Hut ab vor einer solchen Familie! Den „Albatrossen" wünsche ich auch im Jahr 1983 viel Erfolg und wenig Sorgen mit dem Nachwuchs.
Wilhelm Armbruster, Schwarzenberg

Eine runde Sache

Mit großem Interesse und echter Anteilnahme habe ich die Reportage „Gefechtsvorbereiter oder Freizeitgestalter?" gelesen. Ich kenne Oberleutnant Engelhardt persönlich und bin bei ihm sozusagen „in die Schule gegangen". Seine Persönlichkeit und seine Einstellung zur Sache, aber auch Probleme und Konflikte sind prima skizziert.
Leutnant d. R. Manfred Ettelt

Grüße an Fred Westphal

Heute habe ich die bestellte Grafik „Pausengelächter" von Fred Westphal erhalten, die im Januarheft zum käuflichen Erwerb angeboten war. Das Blatt ist gut bei mir ange-



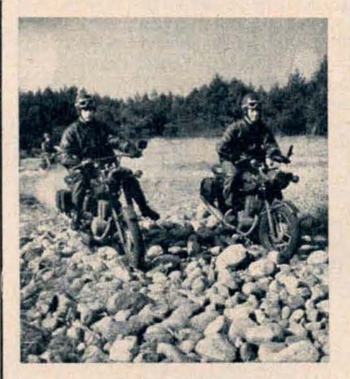
kommen. Ich habe mich über die gelungene Arbeit sehr gefreut. Herzliche Grüße an Fred Westphal, über dessen humorvolle Zeichnungen in der AR ich immer wieder schmunzeln muß.
Werner Wolter, Neuehütten

Mit den Augen einer Frau

Sicher bin ich nicht die einzige Frau, die Euch dankbar dafür ist, daß Ihr uns mit Euren Berichten einen Einblick in das Leben unserer Streitkräfte gebt. Auch als Mutter einer zweijährigen Tochter ist es sehr wichtig für mich, Informationen über die imperialistische Aggressionspolitik, über die Aufgaben und Möglichkeiten unserer sozialistischen Armee zu erhalten. Dafür spricht auch der Beitrag „Gefechtsvorbereiter oder Freizeitgestalter?"
Steffi Sommer, Berlin

Neues Motorrad erfunden?

Als Berufssoldat fahre ich seit mehr als eineinhalb Jahren eine TS 250/1A. Euer Bericht „Über Stock und Stein" hat mich sehr beeindruckt,



vor allem die von Euch neu erfundene TS 250/1A. Warum auch nicht? Ist mal was anderes. Der Kradfahrer braucht nicht mehr links in den Spiegel zu schauen, jetzt darf er es auf der rechten Seite. Nur mit dem Betätigen des Kickstarters wird es ein bißchen schwer werden. Ich glaube, die alte Variante ist doch die bessere.
Feldwebel René Marten

Das glauben wir auch. Deshalb veröffentlichen wir das kritisierte Foto noch einmal – diesmal aber seitenrichtig. Die „Erfindung" war ein (seitenverkehrtes) Versehen. Wir bitten um Entschuldigung.

Familienlektüre

Unsere ganze Familie liest die AR sehr gern. Ihr seid vielseitig und interessant – nicht nur für Soldaten. Wir wünschen Euch weiterhin so viel Aktualität und gute Einfälle. Manchmal seid Ihr allerdings ein wenig zu glatt, da gibt's keine oder nur wenig Probleme.
Familie Naumann, Dresden

Zwar interessieren

. . . mich die Beiträge über die Waffentechnik nicht so sehr, aber dafür lese ich gern solche wie „. . . organisiert den Widerstand!" Aus ihnen kann man immer wieder lernen.
Kornelia Mazurowski, Staaken

alles, was Recht ist

Beihilfen für Heizmaterialkosten?

Ich bin seit drei Jahren verheiratet und unsere Tochter ist zweieinhalb Jahre alt. Da wir für sie noch keinen Krippenplatz haben, arbeitet meine Frau nicht. Nun habe ich erfahren, daß eine Familie wie die meine von der Gemeinde das Kohlengeld zurückbekommen kann.
Gefreiter Peter Sommerkorn

Nicht nur das. Zunächst einmal hat Ihre Frau nach § 8 (1) der 1. Durchführungsbestimmung zur Unterhaltsverordnung vom 12. April 1978 (GBl., Teil I, Nr. 12, Seite 153) neben den monatlichen Unterhaltsbeträgen auch Anspruch auf eine Mietbeihilfe. Es können entsprechend § 9 (2) der genannten Durchführungsbestimmung Beihilfen zu den Kosten für Heizmaterial gewährt werden, „wenn entweder die Ehefrau keine berufliche Tätigkeit ausüben kann und sie neben dem Unterhaltsbetrag über kein weiteres Einkommen verfügt oder diese Kosten im Verhältnis zum Einkommen relativ hoch sind". Da diese Festlegung zweifelsfrei auf Ihre Frau zutrifft, sollte sie einen entsprechenden Antrag an den Rat der Gemeinde stellen. Und schließlich sei auch noch auf § 10 der 1. DB hingewiesen: Danach kann Ehefrauen von Soldaten im Grundwehrdienst, zu deren Haushalt ein unter drei Jahre altes Kind gehört, auf Antrag Befreiung von den Rundfunk- und Fernsehgebühren gewährt werden. Die Beantragung muß beim zuständigen Postamt erfolgen.



Womit schmücken Sie sich denn so? Schreiben Sie dies an Redaktion "Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 46 130

Hobby-Eisenbahner gesucht

Ich suche Briefwechsel mit einem Hobby-Eisenbahner. Es ist dies nämlich mein Hobby während der Armeezeit.
Maat Wulf-Dieter Schulze,
2200 Greifswald, Postfach 52040

Pferde-Disput

In AR 1/83 (Seite 12) wünschte sich Petra Mächling „Poster mit Pferden", weil sie „diese dämlichen Fahrzeuge wenig interessieren". Dazu drei andere Meinungen:

Daß die „dämlichen Fahrzeuge" ein wichtiger Bestandteil der Ausrüstung unserer NVA sind, scheint Petra völlig entgangen zu sein. Könntest Du Dir einen Flieger oder Matrosen auf einem Pferd vorstellen? Unsere Soldaten sind ständig für Dich, für mich und für uns alle auf Wacht. Und sie brauchen dazu die „dämlichen Fahrzeuge"!
Renate K., Cottbus

Wenn Petra kein Interesse an Fahrzeugen der NVA hat, soll sie doch gleich die Finger von der AR lassen.
Petra B. und Ina F., Erfurt

Obwohl ich auch nicht gerade sehr für Fahrzeuge zu begeistern bin, finde ich sie nicht „dämlich". Es ist doch ganz gut zu wissen, mit welchen Fahrzeugtypen die Armee der DDR ausgestattet ist.
Sylvia Weigl, Cranzahl



Rettende Hilfe durch Unteroffizier Kohler

Am 19. Februar fuhr ich mit dem D-Zug von Dresden nach Karl-Marx-Stadt. Dabei bekam mein zweijähriger Sohn einen Erstickungsanfall. Auf dem Gang führte ich unbeholfen eine Mund-zu-Mund-Beatmung durch, erzielte aber keinerlei Erfolg. Die Anzeichen für eine Erstickung wurden immer erkennbarer. Plötzlich stand ein Unteroffizier neben mir und bot seine Hilfe an. Er brachte das Kind in eine ruhige Lage, gab mir für die Beatmung die richtigen Hinweise und verständigte den Zugführer. Bald zeigten sich wieder erste Lebenszeichen. Als der Zug in Freiberg hielt, informierte der Unteroffizier sofort die Transportpolizei. Er wich nicht von unserer Seite. Wir verdanken es ihm, daß unser Sohn lebend in Freiberg angekommen ist. In der Aufregung konnte ich nur erfahren, daß er Kohler heißt und in einem Fla-Raketen-Truppenteil dient. Seine rettende Tat verdient höchste Würdigung.
Andreas Hänel, Karl-Marx-Stadt

gruß und kuß

Bildnachricht

Mit diesem Foto möchte ich meinen Mann, Obermaat Dietmar Merz, ganz herzlich grüßen und viele Küßchen schicken. Gleichzeitig möchte ich Dir auf diesem Wege eine freudige Nachricht mitteilen: Ich erwarte im September unser Baby.
Carola Merz, Berlin



Glückwunschgedanken

Mein lieber Peter! Ganz liebe Glückwünsche möchte ich Dir zu Deinem 21. Geburtstag übermitteln. Wir werden die wahrscheinlich noch schweren 9 Jahre schaffen. Bestell' bitte auch Deiner mot.-Druckerei liebe Grüße; und versuche doch, noch regelmäßiger zu schreiben. Ich küsse Dich.
Sabine Förster, Berlin

Weitere Grüße

gehen an Feldwebel Andreas Gronschewski von seiner Frau und Sohni Stephan, an Unteroffizier Frank Kaiser von seinem Bruder Jürgen und an den Matrosen Peter Krause von seiner Carola Mikesch verbunden mit heißen Küssen. Stabsmatrose Detlef Preußler empfängt liebe Gedanken von seiner Tine, und nachträglich zum Hochzeitstag gehen Erinnerungsglückwünsche von Marion an den Soldaten Dietmar Grosch.

gefragte fragen

FDGB-Beiträge als Reservist?

Wie gestaltet sich die FDGB-Beitragszahlung während des Reservistenwehrdienstes?
Gefreiter d. R. Horst Böhnisch

Reservisten erhalten Wehrsold und vom Betrieb einen monatlichen Ausgleich in Höhe des Durchschnittslohnes; letzterer ist lohnsteuerpflichtig und unterliegt der Beitragspflicht zur Sozialversicherung. Nach den Satzungen des FDGB ist in dieser Zeit auch ein FDGB-Beitrag entsprechend dem Verdienst zu zahlen.

Wer kann Stabsgefreiter werden?

Welche Bedeutung hat heute noch der Stabsgefreite und wer kann dazu befördert werden?
Gerhard Klein, Jena

Zum Stabsgefreiten bzw. Stabsmatrosen können nur Soldaten auf Zeit befördert werden. Soldaten auf Zeit dienen nahezu ausschließlich bei den Fallschirmjägern und als Matrosenspezialisten in den fahrenden Einheiten der Volksmarine. Die Mindestdienstzeit beträgt drei Jahre.

Wo hat sich der WDA zu befinden?

Im allgemeinen ist der Wehrdienstausweis „am Mann". Ist es gerechtfertigt, ihn vorübergehend einzuziehen – beispielsweise wenn es Mängel in der inneren Ordnung einer Einheit gibt?
Unteroffizier Steffen Kotscha

In Ziffer 62 (1) der Ausweisordnung ist eindeutig bestimmt, daß „Armeeangehörige den Wehrdienstausweis ständig und sicher bei sich zu tragen" haben. Es ist folglich nicht statthaft, ihn einzuziehen.

Was sind Grenzverletzungen?

Es empört mich immer wieder, wenn ich in der Zeitung lese, daß unsere Staatsgrenze von westlicher Seite aus verletzt worden ist. Die Schlußakte der europäischen Sicherheitskonferenz von Helsinki hat ja klare Aussagen über die Unverletzlichkeit der Staatsgrenzen gemacht. Ich hätte gern einmal gewußt, was eigentlich unter Grenzverletzungen zu verstehen ist.
Sigbert Morawe, Erfurt

postsack

Redaktion: Margitta Bach
Fotos: Privat, Harri Bach
Vignetten: Achim Purwin

Im Sinne des Grenzgesetzes vom 25. März 1982 (GBl., Teil I, Nr. 11) sind dies „alle Handlungen, die gegen die Unverletzlichkeit der Staatsgrenze oder die territoriale Integrität der DDR gerichtet sind, sowie Handlungen, die das Hoheitsgebiet oder den Verlauf der Staatsgrenze der DDR beeinträchtigen". Dazu gehören u. a. das Schießen oder Werfen von Gegenständen über die Staatsgrenze, ihr widerrechtliches Passieren, das widerrechtliche Eindringen in die See- und Grenzgewässer, die Beschädigung oder Zerstörung der zur Sicherung der Staatsgrenze errichteten Anlagen oder die widerrechtliche Entfernung, Verlegung, Beschädigung oder Zerstörung der Grenzmarkierung bzw. anderer Kennzeichen der Staatsgrenze.

Sammlerunterstützung

Ich bin eifriger Autogrammsammler und benötige die Adresse des ASK Vorwärts Potsdam.
Soldat Friedhelm Beyer

Hier ist sie: 1500 Potsdam, Postfach 69937

Campingurlaub möglich?

Mein Freund ist Offiziersschüler. Wir wollen gemeinsam einen Campingurlaub machen. Für meinen Freund gilt, daß er in jedem Fall seine genaue Urlaubsanschrift angeben muß. Müssen wir unter diesen Umständen den Campingurlaub platzen lassen?
Jana Kriczkowiak, Erfurt

Nein. Zwar muß Ihr Freund seinen Aufenthaltsort angeben, jedoch kann dies auch eine Zeltplatzadresse sein.



Gruppenführergeld?

Weil bei uns ein Unteroffizier fehlt, bin ich seit zwei Monaten als Gruppenführer eingesetzt. Bekomme ich das extra bezahlt?
Gefreiter Mario Kirsch

Wer als Soldat im Grundwehrdienst in eine höhere Dienststellung ernannt wurde oder sie vertretungsweise (außer Urlaubsvertretungen) länger als zwei Monate ausübt, kann nach Abschnitt 212 der Besoldungsordnung einen Leistungszuschlag erhalten. Er wird entsprechend der Verantwortung und den Leistungen festgelegt und kann für Gefreite monatlich 40, 60, 75 oder 90 Mark betragen.

Als Zivilbeschäftiger zur NVA?

Soviel ich weiß, gibt es in der NVA auch Zivilbeschäftigte. Ich hätte Interesse, das auch zu werden. Wohin muß ich mich wenden?
Kurt Huhn, Rostock

An das Wehrkreiskommando oder die nächstgelegene Dienststelle der NVA.

Reisefrage

Ist es Soldaten im Grundwehrdienst möglich, an Jugendtouristreisen teilzunehmen?
Soldat Andre Weise

Im Interesse einer hohen Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft ist es Soldaten im Grundwehrdienst nicht gestattet, an der Jugendauslandstouristik teilzunehmen.

Voller Urlaub für Reservisten?

Im Mai trete ich meinen Reservistenwehrdienst an. Ich arbeite im 4-Schicht-System und bekomme 28 Tage Urlaub. Kann ich den vollen Urlaub vorher beanspruchen?
Peter Jacob, Ottendorf-Okrilla

Reservisten im Reservistenwehrdienst erhalten keinen Erholungsurlaub. Demnach bleibt Ihr voller Anspruch auf Erholungsurlaub im Betrieb erhalten. Wann er realisiert wird, hängt von der Urlaubsplanung des Betriebes ab. Ist also Ihr Urlaub für einen Zeitraum geplant, der vor der Einberufung zum Reservistenwehrdienst liegt, so muß er dementsprechend gewährt werden; liegt er während des Reservistenwehrdienstes, so muß ein neuer Urlaubstermin mit dem Betrieb vereinbart werden.

Damit sich das Blut besser abwischen läßt . . .

Immer wieder hört man von Polizeieinsätzen gegen Friedensdemonstrationen in der BRD. Da die Bundeswehr auch eine innere Unterdrückungsfunktion hat, frage ich mich, ob sie dafür nicht auch mobil gemacht wird. Wissen Sie etwas darüber?
Obermaat Michael Nestler

Es gibt genügend Beweise, daß auch die Bundeswehr den Einsatz gegen die Friedenskräfte in der BRD übt. Am 8. und 9. Dezember 1982 fand in der Hamburger Bose-Bergmann-Kaserne vor Bundeswehrminister Wörner eine Übung statt, wobei „die Soldaten gegen Teilnehmer einer Friedensdemonstration vorgehen mußten". Wie die Nachrichtenagentur PPA weiter dazu meldete, wurden an einen Bereitschaftszug „120 Schuß scharfer Munition" pro Mann ausgegeben. Die Soldaten wurden angewiesen, „im ‚Ernstfall' ihre Klappspaten gegen Demonstranten einzusetzen und ‚mit der flachen Seite auf die Knie zu schlagen'." Vorher aber, so heißt es, sollten sie „die Lederhüllen der Spaten abnehmen", weil „‚sich das Blut vom blanken Spaten besser abwischen läßt'".

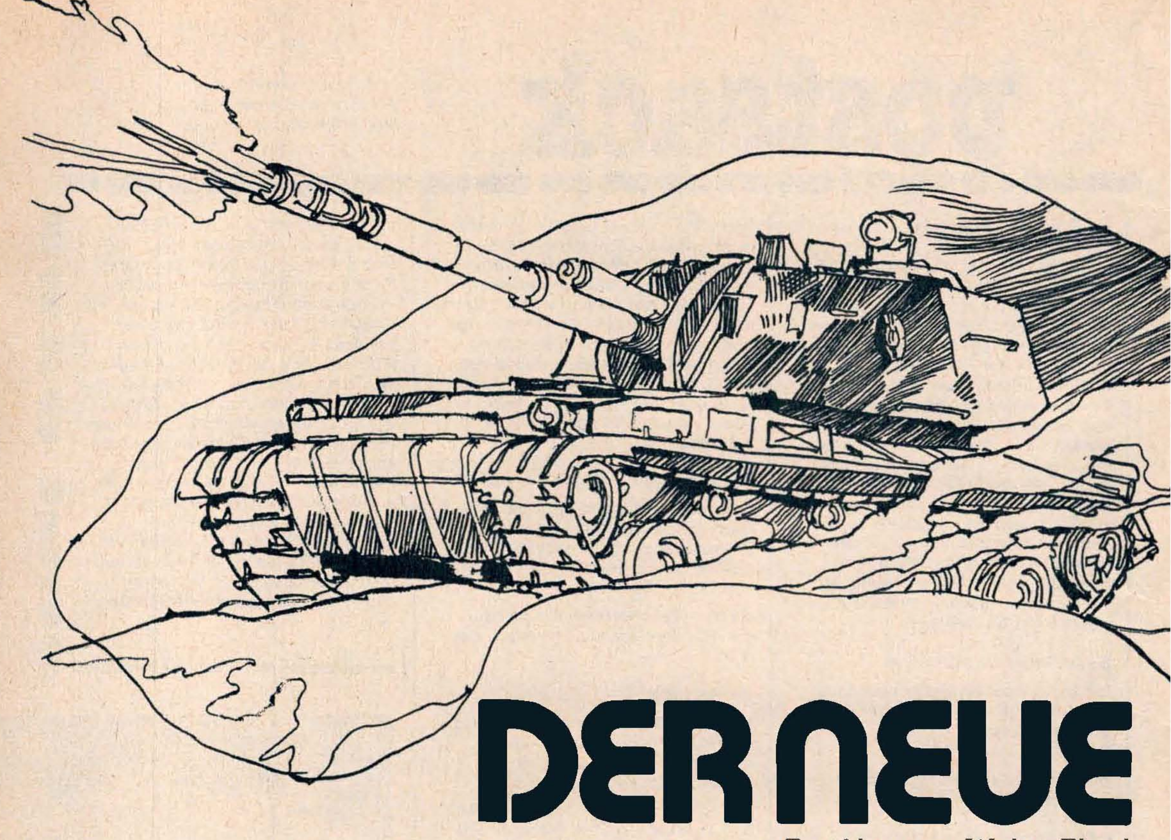


Mehrere Rekorde

. . . wurden mit dieser E 166, einer Version der MiG-21, geflogen. Heute steht sie im Luftfahrtmuseum von Monino, über das wir ausführlich berichten. AR stellt außerdem die Militärtechnische Schule „Erich Habersaath" vor und bringt einen Ratgeberteil über Unteroffiziersberufe. Eine Erinnerung an „Rock für den Frieden" ist unser Preisausschreiben. Das Juniheft enthält einen Bildbericht über einen Eisenbahntransportmarsch, einen Beitrag über Amateurfilmer sowie Informationen über den Bundesgrenzschutz der BRD und chemische Kampfstoffe der USA. Das Poster zeigt den ASK-Radweltmeister Hans-Joachim Pohl. Wir rufen zur AR-Solidaritäts-Auktion 1983 auf und halten noch vieles andere für Sie bereit –

in der nächsten





DER NEUE

Erzählung von Walter Flegel

Martin Leidenfrost, der verheiratete Wehrpflichtige, stößt in der Geschützbedienung des Unteroffiziers Fechner auf Mißtrauen und Ablehnung. Es hat den Anschein, als wolle Fechner sich selbst, der SFL-Bedienung und vor allem dem Neuen beweisen, daß ein Verheirateter untauglich ist für besondere Leistungen, untauglich zumindest für ihr Erfolg gewohntes Kollektiv, das beste der Abteilung.
„Die meisten Konflikte, die von der Konzentration auf dienstliche Leistungen ablenken, gibt es bei Ehemännern und Familienvätern. Es ist kein Vorwurf, sondern nur eine Feststellung," sagt der Regimentsarzt.
„Die wollen mich los sein", erklärt Leidenfrost seinem Zugführer, Leutnant Rabisch. „Ich bitte Sie, mich in eine andere Bedienung zu versetzen."
„Ich habe mit Ihnen gerechnet", erwidert der Leutnant. „Dem Fechner und der gesamten Bedienung zu beweisen, daß deren Philosophie Blödsinn ist, gefährlich sogar. Sie haben nur eine dusselige Vorstellung von Kameradschaft, sie besitzen nur ein Scheinmotiv, mit dem nie ein richtiges Kollektiv aus ihnen wird."
Lesen Sie im folgenden den Schluß, der in AR 5/83 begonnenen Erzählung.

Die Bedienung empfängt Leidenfrost mit Schweigen. Sie tun, als sei er nicht anwesend. Das berührt ihn nicht. Zwischen ihnen hat von der ersten Begegnung an Fremdheit geherrscht, und nie hat es danach Augenblicke gegeben, in denen einer aus der Bedienung oder die ganze Truppe ihm nahe gekommen oder gar vertraut gewesen wäre. Nur Streckenbach nickt ihm zu, blickt zwischen den anderen und Leidenfrost hin und her, als wolle er sie zu etwas auffordern, als wolle er vermitteln. Aber es gelingt ihm nur, Leidenfrost auf sich aufmerksam zu machen. Streckenbach hat braune Augen, die jetzt groß und freundlich sind. Bei der Ausbildung, besonders beim Feuerdienst, wirkt der Richtkanonier älter. Da ist sein Gesicht kantig, und die Augen sind schmal und kalt vor Konzentration. Es heißt von ihm, daß er noch nie einen Fehler gemacht habe, daß er sich die Skalen an den Richtmaschinen und der Optik so eingeprägt und zahllose Kommandos derart hartnäckig trainiert habe, daß er die richtigen Werte mit geschlossenen Augen einzustellen vermag.
Streckenbach ist auch der einzige, der mit Leidenfrost spricht. Aber erst, als sie allein im Zimmer sind.
„Wirst du versetzt?" fragte er.
Leidenfrost schüttelt den Kopf und erwidert: „Ich will gar nicht mehr." Er wendet sich seinem Spind zu und hört Streckenbach sagen: „Gut." Es klingt erleichtert.



Illustration: Karl Fischer

„Wir werden sehen", meint Leidenfrost und öffnet seinen Spind. Eine Weile betrachtet er das Gesicht seiner Frau, möchte zu ihr treten, mit ihr in die Darre gehen und die Leiter hinaufsteigen ins Heu und erst am anderen Morgen die Hütte wieder verlassen. Für Augenblicke bereut er, das Angebot des Leutnants abgeschlagen zu haben. Doch die drei Tage Urlaub hätten ihn ganz von der Bedienung getrennt. Da hätte Rabisch ihn auch gleich bedenkenlos versetzen können.
Er greift nach dem Schreibpapier. Als er sich umwendet, stößt er mit Streckenbach zusammen, der die ganze Zeit hinter ihm gestanden hat. Der Richtkanonier will etwas sagen, beißt auf der eingezogenen Unterlippe herum, wirkt unentschlossen. „Ich möchte dir ..." sagt er hastig.
„Ja?" Leidenfrost muntert ihn auf.
„Die Sache ist so, Martin, daß ich, vor drei Wochen etwa ..." Die Zimmertür wird geöffnet, Streckenbach schweigt und tritt rasch zu seinem eigenen Spind, während Leidenfrost, ohne sich um die anderen zu kümmern, an Lisa zu schreiben beginnt.

Die folgenden Tage sind vom ablehnenden Schweigen bestimmt. Lediglich Streckenbach spricht mit Leidenfrost, in der Regel aber nur, wenn sie unter sich sind. Und immer wieder hat Leidenfrost den Eindruck, daß der Richtkanonier ihm irgendetwas anvertrauen möchte. Doch es kommt nicht dazu.
Von Fechner, von den beiden Munitionskanonieren und dem Fahrer Unteroffizier Aller hört Leidenfrost lediglich Befehle und Bemerkungen, notwendige Kommandos, ohne die es in der Ausbildung nicht geht. Hin und wieder fallen Worte, die, ohne daß ein Name genannt wird, ihm gelten, auch Spott- und Schimpfworte gehören dazu, wie „lahmer Ehekrüppel!" Leidenfrost überhört alles, tut mit ganzer Hingabe das, wozu Rabisch ihn aufgefordert hat.
Der Soldat hat etwas begriffen, weiß von Rabischs Meinung und empfindet die Nähe und Gelassenheit des Zugführers, der auf irgendetwas wartet, als zusätzliche Hilfe.
Leidenfrost spürt, wie er geschickter wird und schneller, der Kampfraum wird ihm vertraut. Alles, was ihm an körperlicher und geistiger Konzentration abverlangt wird, hängt seit dem Gespräch mit Rabisch für Leidenfrost auch mit seiner Frau zusammen. Für sie und sein Kind tut er alles, tut es besser als je zuvor. Fechner nimmt die Veränderungen zur Kenntnis mit für alle hörbarem

DER NEUE

Aufatmen. Seine Befehle sind laut wie immer, aber sie haben an Strenge und Kälte verloren. Mitunter mustert er Leidenfrost eine ganze Weile nachdenklich, wobei ihm sogar seine Falte zwischen den Brauen für Augenblicke verloren geht. Aber zu einem erlösenden Wort, zu einer verbindenden Geste kommt es nicht.

Erst mit dem bevorstehenden Gewöhnungsschuß für Leidenfrost rücken Fechner und die anderen ihm näher. Gründlich bereiten sie ihn vor. Alle sind sie beteiligt, üben immer wieder die notwendigen Handgriffe und Möglichkeiten für die Zündereinstellung, geben Ratschläge, ernsthafte und alberne. Letztere kommen vor allem von Aller.

„Nimm 'ne Tüte mit", sagt der Fahrer. Oder, „Laß die Luke auf, wenn's einen Rohrkrepierer gibt, bist du schneller draußen."

Jedesmal bricht der Unteroffizier in Lachen aus, in das Renner und Matthei einfallen.

Leidenfrost bleibt ruhig, im Gegensatz zu Fechner und den anderen. Erst als sie auf ihren Plätzen in der Selbstfahrlafette sitzen, jeder sich im engen Kampfraum und bei spärlicher Beleuchtung auf seine Geräte konzentriert, spürt Leidenfrost sein Herz jagend hämmern, während die Erfahrung alle anderen sofort in sichere Gelassenheit versetzt.

Aller steuert den Wagen sicher und gut. Das Fahrzeug schaukelt kaum. Der Unteroffizier beherrscht es, und Leidenfrost ist überzeugt, daß Aller lächelnd hinter dem Steuer sitzt. Fechners Stimme ist ruhig. Deutlich, doch rasch kommen seine Kommandos über die Bordsprechanlage. Leidenfrost stellt den Zünder ein, führt Granate und Kartusche ins Rohr, prüft, ob die Schiene der Munitionsbank hochgeklappt ist, und meldet die Feuerbereitschaft.

In den folgenden Sekunden öffnet er den Mund, hält die Luft an, sein ganzer Körper spannt sich in Erwartung des Schusses. Er hört das Feuerkommando, und als Streckenbach abfeuert, vernimmt er von draußen her einen Knall und sagt: „Das war alles?"

Aller fährt aus der Feuerstellung. Der Schuß, im indirekten Richten abgefeuert, wird als Treffer mit hoher Genauigkeit bewertet.

Alle sind zufrieden. Leidenfrost ist ausgelassen, denn er hat in mehrfacher Weise seine Feuertaufe bestanden. Er steht draußen und erwartet etwas, nimmt an, daß die Fremdheit zwischen ihnen mit der Granate davongetragen wurde, daß Fechner mit den anderen zu ihm kommt, ihm die Hand reicht oder ihm auf die Schulter schlägt, dann die Artilleristentaufe an ihm vollzieht, und damit die ebenso nutzlose wie nichtige Widersprüchlichkeit zwischeneinander für immer begräbt, daß von nun an jene Einmütigkeit und Verläßlichkeit in der Bedienung herrschen, die Leidenfrost für Minuten im Inneren der Selbstfahrlafette erlebt hat, als sie abgetrennt von der Außenwelt und mit den beiden Munitionskanonieren am Heck nur durch Sprechanlage verbunden, ganz einig handelten.

Aber nichts geschieht. Keiner bringt die noch warme Kartusche, um ihren Pulverruß auf seine Stirn zu schmieren. Sie stehen an der Selbstfahrlafette, freuen sich über den Erfolg. Ohne ihn, als wäre er an ihm nicht beteiligt. Wieder ist es Streckenbach, der versucht, diesen Boykott zu durchbrechen. Er hat den Ansetzer geholt, der zur Artilleristentaufe jedem Neuen auf Helm oder Schulter geschlagen wird. Aber Fechner ruft den Richtkanonier zurück. Leidenfrost hört die letzten Worte des Geschützführers, die er dem Soldaten wie einen Befehl zuruft.

„Noch zu früh!"

Leidenfrost fühlt Enttäuschung heiß in sich aufsteigen, ihm den Kopf röten. Er wendet sich ab, sieht Leutnant Rabisch kommen, fängt einen warnenden Blick des Zugführers auf, dann tritt Rabisch zu den anderen. Sie umringen ihn, Leidenfrost steht immer noch abseits, folgt aber nun dem Leutnant, der die gesamte Bedienung lobt und Leidenfrost einbezieht. Der blonde Munitionskanonier Renner wendet sich lächelnd an Rabisch, sagt: „Und, Genosse Leutnant?"

„Was und?"

„Wie steht's mit Belobigung, kleine Prämie, Tag Sonderurlaub?" Rabisch blickt Renner an, sagt leise und entschieden: „Noch zu früh."

Er geht.

Nach diesem Vormittag nimmt Leidenfrost zwei Erscheinungen wahr. Die eine beobachtet er an Streckenbach, der sich nun in aller Offenheit fester mit ihm verbindet und gleichzeitig noch unruhiger wird. Das fällt auch Fechner auf, der während des Feuerdienstes den Richtkanonier mehrmals wegen Ungenauigkeiten und für zu langsames Reagieren tadeln muß. Böse Bemerkungen fallen, die darin gipfeln, daß Renner auf Leidenfrost zeigend sagt: „Mit ihm hat's angefangen. Mach endlich was, daß wir ihn loskriegen. Seit er da ist, wackelt's bei uns."

„Du spinnst", erwidert Leidenfrost gelassen. „Gewackelt habt ihr schon immer, nur gemerkt habt ihr's nicht."

Aller lacht, und Fechner herrscht alle an: „Ruhe!" Dann wendet er sich an Streckenbach.

„Noch mal von vorn. Und wenn du dich nicht zusammennimmst, wie immer", fordert er, „setz' ich Renner auf deinen Platz." „Bitte", sagt der

Richtkanonier, „von mir aus gleich. Eure Scheißkameradschaft stinkt mich sowieso an."
„Hört, hört!" ruft Aller, und diesmal lacht er nicht.
„Dreht der durch?" fragt Matthei, der zweite Munitionskanonier, und Renner fügt hinzu: „Oder macht dir 'n Weibsbild zu schaffen?"
„Ruhe!" schreit Fechner und befiehlt die Bedienung auf ihre Plätze. Die zweite Beobachtung, die Leidenfrost macht, ist die gleichbleibende hohe Meinung, die in der Batterie und in der gesamten Abteilung von ihrer Bedienung besteht. Immer wieder, während der Vorbereitung des Gefechtsschießens, wird Fechners Bedienung als Beispiel genannt, wird gelobt, müssen Fechner, Streckenbach oder Aller bei Konferenzen der Besten über ihre speziellen Erfahrungen berichten, geben sie Kniffe weiter, regen sie an. Während einer FDJ-Versammlung, die wenige Tage vor dem Schießen stattfindet, wird die weiterentwickelte Kollektivität und Zusammengehörigkeit in Fechners Bedienung hervorgehoben, als Voraussetzung für ihre vorbildlichen militärischen Leistungen bezeichnet. Fechner, der im Präsidium sitzt, wird aufgefordert, seine Meinung zu sagen. Er tut es, und er tut so, als bestünde zwischen ihnen eine unzerstörbare Gemeinsamkeit. Das Motiv, von dem sie bestimmt werden, erwähnt er nicht.
Leidenfrost wendet sich an Rabisch, der neben ihm sitzt und flüstert ihm zu, daß jetzt die beste Gelegenheit sei, noch vor der Übung über die wirkliche Stimmung in der Bedienung offen zu reden. Rabisch schüttelt den Kopf und erwidert: „Zu früh."
„Wieso?"
Der Leutnant kommt nicht zum Antworten, weil Streckenbach plötzlich aufspringt und seinem Geschützführer ins Wort fällt. „Du spinnst," ruft er, „Leidenfrost hat schon immer recht gehabt, daß wir spinnen, uns was vorspinnen, euch allen. Was für eine Kameradschaft..."
„Ruhe! Versammlungsdisziplin", fordert Leutnant Henkel. Der Versammlungsleiter hat sich gefaßt, steht auf. Henkel ist einer der nimmermüden Maschinenfanatiker, die jedes Schräubchen und jede Weile der ihnen anvertrauten Geräte genau kennen, alle Reparaturen am liebsten allein ausführen und immer ein wenig nach Maschinenöl und Motor riechen. Leidenfrost meint, den Geruch bis in die vierte Reihe her wahrzunehmen. Henkel entzieht Streckenbach das Wort. Der Soldat stehe nicht auf der Liste der Diskussionsredner und solle den Ablauf der Versammlung nicht stören oder aufhalten. Streckenbach widersetzt sich, gestikuliert, verspricht sich. Gelächter wird laut. Henkel stellt mit einem kommandohaften „Ruhe!" die Ordnung wieder her. Da spricht der Batteriechef, Oberleutnant Reich. Er meint, man solle den Richtkononier seine Bemerkungen machen lassen. Keiner widerspricht. Alle wenden sich jetzt Streckenbach zu. Der Batteriechef lehnt sich zurück und fordert den Soldaten mit einer einladenden Geste zum Sprechen auf.
Streckenbach zögert, wirkt plötzlich unsicher, blickt zu Leidenfrost und Rabisch, sagt schließlich: „Die Kameradschaft, die hier, von der heute, die so gelobt wird, ist sozusagen eine Phrase, weil ..."
„Für wen?" fragt Oberleutnant Reich.
„Unsere Bedienung, meine ich ..."
„Die seit Monaten mit Abstand die beste ist?" fragt Reich, den Erstaunten spielend.
„Das ist es ja eben." Streckenbach spricht energischer. „In unserer Bedienung herrscht keine Kameradschaft. Was dafür gehalten wird, das ist, ist, ein faules Ei ist das."
„Ich hab' noch nichts gerochen", sagt der Oberleutnant und hat die Lacher auf seiner Seite.
„Sie gehören ja auch nicht zu uns."
„Wohin gehöre ich denn, nach Ihrer Meinung, Genosse Soldat?" Dieses verhörhafte Zwiegespräch hält Streckenbach nur noch über zwei weitere Sätze durch, dann winkt er ab, setzt sich, und in die Stille hinein sagt er verbittert: „Ich dachte, wir haben hier eine FDJ-Versammlung."
Niemand geht auf diese Bemerkung ein. Nach ein paar Sekunden Stille erhält Fechner wieder das Wort. Der Unteroffizier räuspert sich, spricht nicht so sicher, wie er begonnen hat. Rabisch flüstert Leidenfrost zu: „Was hab ich gesagt, zu früh."
Leidenfrost blickt zu Streckenbach, der mit verschränkten Armen und geschlossenen Augen dasitzt.
„Worte tun da nichts", meint Rabisch. „Ihr seid halt immer noch das Paradepferd."
„Und wenn es zuschanden geritten wird?" entgegnet Leidenfrost.
„Sind alle schuld, nur nicht der Reiter."
„Und wer ist der Reiter?"
Rabisch bleibt die Antwort schuldig.
Fechner spricht noch eine ganze Weile, wobei er kaum von seinem Manuskript aufblickt. Allmählich wird seine Stimme wieder fester und sicherer. Hin und wieder schaut er zu Leidenfrost und Streckenbach herüber. Gleichzeitig wird seine Stimme eindringlicher, als wolle er die Bedienung beschwören, den Zustand wieder herzustellen, den er als vorhanden schildert. Der Unteroffizier bekommt viel Beifall, und die Versammlung geht ohne weitere Zwischenfälle plangemäß zu Ende.

Zwei Tage danach werden sie kurz vor ein Uhr in der Nacht alarmiert. Streckenbach, der Ausgang hatte, schimpft. Er flucht auf irgend jemanden, dem er es schon heimzahlen wird, dann betitelt er sich selber als das dämlichste Rindvieh der Batterie.

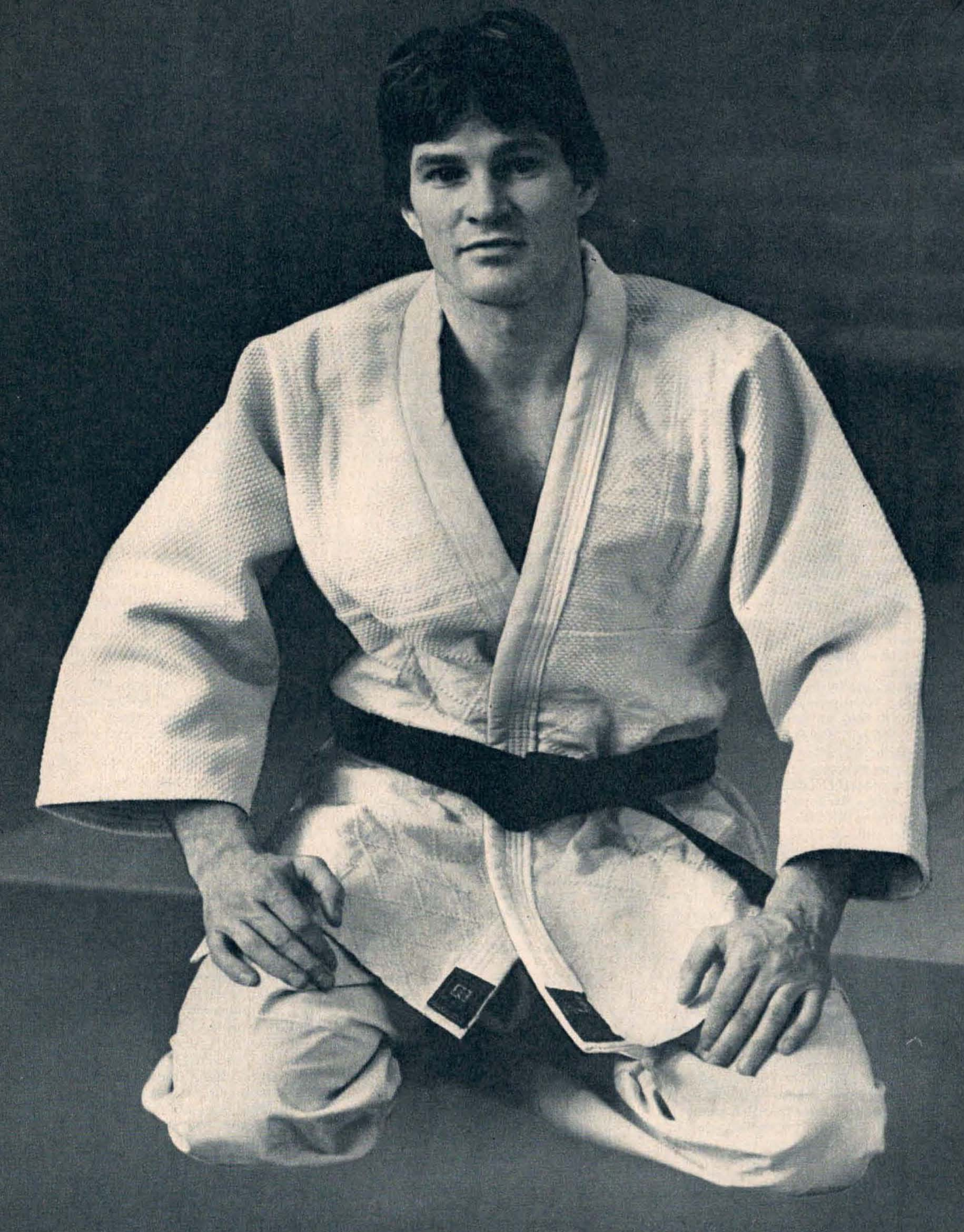
„Ruhe!“ kommandiert Rabisch, der vom dunklen Flur ins dunkle Zimmer getreten ist. „Spar'n Sie sich Ihre Luft. Die werden Sie brauchen. Wir marschieren.“
Leidenfrost steckt den letzten fünfseitigen Brief seiner Frau ein, obwohl er ihn so oft gelesen hat, daß er ganze Abschnitte auswendig kennt. Aber, wenn er ihn liest, wenn er Lisas gleichmäßige freundliche Schrift vor sich hat, ist seine Frau ihm näher. Und Leidenfrost hat das Gefühl, daß er diese innere Nähe zu Lisa in den nächsten Tagen brauchen wird, schon während des Marsches über mehr als dreißig Kilometer.
Sie überstehen den Marsch alle. Streckenbach nur mit Leidenfrosts und Renners Hilfe. Der Richtkanonier hat zu wenig geschlafen und während des Ausgangs zu viel getrunken. Nach dem Frühstück geht es ihm besser. Den letzten Feuerdienst vor dem Schießen bewältigt die Bedienung. Fechner ist zuversichtlich. Aller lacht wieder häufiger. Renner wendet sich sogar an Leidenfrost und fragt: „Na, Ladehugo, heute gilt's. Noch können wir beide tauschen, wenn du möchtest?“ Leidenfrost sagt nichts, und der andere fügt hinzu: „Vermasle uns bloß nichts!“

Gegen elf Uhr am Vormittag setzt sich die Batterie der Feuerstellung zu in Bewegung. Aller fährt wie immer, ohne daß Fechner kommandieren oder korrigieren muß. In dem engen Kampfraum wird es heiß. Leidenfrost schwitzt. Von Fechner und Streckenbach sieht er nicht viel. Die grünen Lämpchen geben gerade genug Licht, um die Skalen und Knöpfe, die Optik und die Griffe zu beleuchten. Leidenfrost wartet auf die Befehle des Geschützführers. Jetzt sind sie wie immer während des Gefechts ganz auf sich selbst angewiesen. Kontrollen von außen sind hier nicht möglich.
Man muß sich auf die Bedienung verlassen, auf den Geschützführer ebenso wie auf den Ladekanonier oder den Fahrer, besonders aber auf den Richtkanonier und auf dessen uneingeschränkte Sicherheit.
Alle Streitereien und Widersprüche der vergangenen Wochen erscheinen Leidenfrost auf einmal nichtig. Er hofft, daß alle in der Bedienung empfinden wie er. Er wünscht sich, daß die Granaten, die sie heute zu verschießen haben, das Ziel treffen. Hat der Arztmajor nicht doch recht? ‚Hauptsache Sie treffen!‘ Ob einer vor oder beim Schießen an seine Frau und die Kinder denkt oder an eine Prämie, an den nächsten Bierabend oder ans Land, das sie zu verteidigen haben. Ist das denn wichtig, wenn sie nur treffen?
Leidenfrost tastet mit der Hand die linke Brusttasche ab, bis er Lisas Brief fühlt.
„Du fehlst mir, Martin. Wenn Deine Briefe kommen, merk ich das besonders stark. Daß Du so oft schreibst, ist aber gut. Gestern bin ich hochgestiegen. Vom Keilberg aus war die Sicht gut und weit. Die Pfingstrosenblätter stammen von dort. Es ist schön hier bei uns. Die Arbeit läuft, bestens. Bei Dir auch? Es geht los, mit dem Nachwuchs. Im Kuhstall, meine ich. Mir geht es einwandfrei. Der Bauch wächst, wenn unser Kind kommt, wirst Du nicht da sein. Mach Dir nichts draus. Das schaff' ich schon.“
Plötzlich ist Fechners Stimme in der Bordsprechanlage. Das Fahrzeug fährt noch, als das erste Kommando gegeben wird. Also eröffnen sie das Feuer aus der Bewegung heraus, und Leidenfrost muß alles selbst tun. Renner und Matthei, die sonst den Laderaum vom Heck aus übers Transportband beschicken, werden nicht eingesetzt.
Leidenfrost stellt die befohlene Ladung her, lädt Granate und Kartusche, während Aller den Wagen so geschickt manövriert, daß er Streckenbach das Richten erleichtert. Bruchteile von Sekunden nach Leidenfrosts Meldung, daß die 152-Millimeter-Haubitze feuerbereit ist, kommandiert Fechner: „Vier Schuß Feuer!“
Leidenfrost arbeitet konzentriert und so rasch wie nie vorher. In unerhört kurzer Zeit sind die vier Schuß abgefeuert. Dann ist es in der Bordsprechanlage eine Weile still. Plötzlich sind Stimmen zu hören, die sich überstürzen. Es wird gefragt, gerufen, geschimpft. Der Soldat versteht nicht alles. Er hört nur heraus: ‚Fehlschüsse!‘ Alle vier Granaten flogen zu weit. Fahrig wendet er sich der Munition zu, den Pulverbeuteln, aus denen die Ladungen bestehen. Er weiß plötzlich nicht mehr, welche Ladung befohlen worden war und welche er eingestellt hat. Schweiß bricht ihm aus. Er schließt die Augen. Aller fährt den Wagen aus der Stellung. Als er wieder hält, dürfen sie den Kampfraum verlassen. Leidenfrost ist als erster draußen.
Oberleutnant Reich ist blaß vor Ärger und Zorn. Die Blässe macht alles in seinem Gesicht schmal und hart, die Lippen, die Nase, die Augen. Schweigend blickt der Offizier den Ladekanonier an. Die Nasenflügel zucken ihm. Dann fragt er: „Welche Ladung war befohlen!“
Leidenfrost hebt ratlos die Schultern. Auch Renner und Matthei sind plötzlich da. Renner zischt durch die Zähne: „Du Versager!“
Da antwortet Fechner aus Leidenfrosts Luke: „Vierte Ladung.“ „Und welche hat er . . .“
„Die vierte“, antwortet Fechner dem Batteriechef.
Da schweigen alle. Renner hebt die Schultern. Leidenfrost atmet auf, spürt seinen Schweiß am Körper kalt werden. Doch wenige Augenblicke später schämt er sich seiner Erleichterung. Vier Fehlschüsse, wer auch immer sie verursacht, sind in keinem Gefecht wieder gut zu machen. Soviel hat er längst begriffen. Darum teilt er den Schreck

Fortsetzung auf Seite 83

ar-markt

Suche zum Thema Kfz. Bücher, Zeitschriften, Kalender und Jahrbücher: G. Stöttgen, 9622 Fraureuth, Breitscheid-Str. 35 – Suche Material über den Spartakusaufstand: J. Schmidt, 2331 Altefähr, Fährbergstr. 7 – Biete Rybakow „Der Marinedolch", suche Fliegerkalender 1981, „Elektronisches Jahrbuch 81", „Taschenbuch der Amateurfunkpraxis": C. Zeschen, 1240 Fürstenwalde, Str. der Jugend 9 – Verkaufe einzelne AR der Jahrgänge 1963, 68–70, 72–82: A. Schmidt, 2762 Schwerin, Polentz-Str. 17 – Verkaufe Motorkalender 1966–68, 1973–83 und Fliegerkalender 1964–73/75/76/79 (nur zusammen): P. Albrecht, 5300 Weimar, Moskauer Str. 86 – Suche „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 1/3, „Krieg zur See" und „Seeunfälle und Katastrophen von Kriegsschiffen": M. Schulz, 2210 Mölschow, Dorfstr. 1 – Biete „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 2, Marinekalender 1977 und 1982, suche Plastflugzeugbausätze Maßstab 1:72 MiG-21, MiG-23, MiG-27, Jak-28, K-65: E. Maroske, 2300 Stralsund, Brecht-Str. 19 – Biete Typenblätter von AR, VA, J + T und technikus: K. Dockhorn, 4251 Stedten, Thälmann-Str. 31 – Biete einzelne AR 1963–74, Fliegerkalender 1965–67/69/71–73/82/83, Vojenska Letadla 2 und 3, suche „Das große Flugzeugtypenbuch" sowie Plastflugzeugmodelle 1:72 (UdSSR): E. Fuchs, 1054 Berlin, W.-Pieck-Str. 105/107 – Suche „Jagdflugzeuge/Jagdbomber", Fliegerkalender vor 1981, biete aerotyp „Reiseflugzeuge", Panitz „Die Feuer sinken", Marinekalender 1981–83 und FR 3/7/12–82: M. Drewinski, 5400 Sondershausen, W.-Külz-Str. 2 – Suche „Das große Flugzeugtypenbuch", biete „Flugzeugtriebwerke", „Des dicke Busch-Buch", „Pirat mit Hindernissen", „Gespenster – Edes Tod und Auferstehung", „Was man alles daraus machen kann", „Abschied von der Manege": J. Widule, 8402 Gröditz, Luxemburg-Str. 7 – Biete AR 3–12/64, 1–12/65, 72–80, „Deutsche Flugtechnik" 1961, J + T 1958–62, Modellbau heute 1970–80, FR 1977–80 (alles gebunden), Fliegerjahrbuch 1978 und 81, Fliegerkalender 1970/71/73/74/76/77, suche Sterba „Lexikon der Aquaristik", Frey „Das Süßwasseraquarium", Modellbahnbücherei Band 6, Modellsportbücherei Bd. 4–6: J. Schaarschmidt, 3270 Burg, Bruchstr. 27e – Suche Typenblätter von Flugzeugen, Kriegsschiffen und Panzern sowie Plastbausätze 1:72 von MiG-21, MiG-25, MiG-27, Jak-28, Mi-29: T. Goldmann, 4800 Naumburg, Grochlitzerstr. 12 – Biete Fliegerkalender 1971–75/77/80/82, Motorkalender 1972–76, Marinekalender 1972–76, „Jagdbomber, Strahltrainer und Flugboote des 2. Weltkrieges", „Abriß der Geschichte der Panzerwaffe", suche Bücher von Harry Thürk, Schauer/Bonhoff, Jules Verne, Ch. Heermann, Dumas, Melville, Wallace und Prodöhl: U. Weber, 6800 Saalfeld, Wielandstr. 7 – Suche Marinekalender 1970–77 und 1979 sowie „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 1/2: H. Schiller, 8142 Radeberg, Bahnhofstr. 11 – Verkaufe „Arsenal 4", Marinekalender 1983, „Ströme der Erde", suche AR 1971/73/74/77: J. Lindemann, 2850 Parchim, Am Walduter 10 – Verkaufe Aerosport 1969, FR 1970–81: J. Lauke, 8294 Schwepnitz, Oststr. 26 – Biete Motorkalender 1975–82, Marinekalender 1982, Fliegerkalender 1982, ca. 1000 Karteikarten (Typenblätter aus AR, mt, J + T, technikus) sowie 380 NBI-Landkarten, suche „Arsenal 1", „Abriß der Geschichte der Panzerwaffe", „Der Koreakrieg", „Panzer der NATO" sowie Motorjahrbücher bis 1975: U. Bischof, 2900 Wittenberge, Parkstr. 6 – Suche Fliegerkalender 1981 sowie Informationen über die Albatros-Wasserflugzeuge W-1 bis W-10: B. Degen, 2860 Lübz, Lindenstr. 52 – Biete AR-Waffensammlung 1981/82, suche Stache „Raketen": D. Heßmer, 7541 Gr.Beuchow, Hauptstr. 43 – Biete Marinekalender und Fliegerjahrbuch 1982, suche „Seeunfälle und Katastrophen von Kriegsschiffen": K. Müller, 2001 Cölpin, PF 84210/B – Biete Typenblätter aus AR (ab 1974), mt und VA sowie mt-Falttafeln (außer Kriegsschiffe), suche Typenblätter von Kriegsschiffen aus AR (bis 1974), mt und VA sowie mt-Falttafeln von Kriegsschiffen, „Der Kampfweg der sowjetischen Seekriegsflotte", „NATO-Schiffe im Ostseeraum", J. Marczak „Wopolczenie okrety wojenne", W. Supinski/L. Blaszcyk „Okrety wojenne" und alle Jahrgänge der Zeitschrift „Marinewesen": G. Wisner, 6200 Bad Salzungen, Grotewohl-Str. 6 – Verkaufe FR Jahrgänge 1971/76–79 außer 7/71 und 1/76, suche Aerosport vor 1965: A. Weise, 1100 Berlin, Kavalierstr. 5 – Biete 5 Panzermodelle 1:30, Flugzeugmodelle 1:72, Fliegerkalender, Atlas Letadel, Marinekalender 1969, suche im Tausch Automodelle 1:87–90: W. Lasch, 2561 Hohen-Luckow, Bützowerstr. 57 – Kaufe Modellbausätze (Plaste) von Flugzeugen KOVOZAVODY PROSTEJOV (ČSSR), Maßstab 1:72, suche Letov S. 328, La-7, MiG-17PF, AVIAC-199, MiG-15, AVIAC-2: M. Bräuer, 5500 Nordhausen, R.-Wagner-Str. 4 – Suche „Das unsichtbare Visier" Bd. 1 (Taschenbuchausführung): S. Richter, 2222 Karlshagen, Str. des Friedens 28 – Biete „Spiele der XXII. Olympiade (Moskau 1980)", „Getreu dem Fahneneid", Neukirchen „Geusen", suche Minibücher von der NVA und andere: F. Jablko, 1130 Berlin, Wönnichstr. 9 – Suche „Abriß der Geschichte der Panzerwaffe" sowie Material über die Panzerwaffe im 2. Weltkrieg, biete Zinnfiguren (Befreiungskrieg 1813/15), AR-Typenblätter 1972–82, „Deutschland im 2. Weltkrieg" Bd. 3, „Deutsche Chronik", „Motorjahr 77", „Elektronische Modellfernsteuerung", „Ferngesteuerte Modelle – selbst gebaut": B. Buder, 8718 Schönbach, Beiersdorfer Str. 10 – Biete Eisenbahnjahrbücher 1968/69, Fliegerjahrbuch 1979 und 1982, „Testpiloten-MiGs-Weltrekorde", suche „Jagdflugzeuge/Jagdbomber", „Flugzeuge aus aller Welt" Bd. 2/3: M. Collet, 1800 Brandenburg, Tops-Str. 67/20 – Suche AR von 1957 bis 1960: L. Büchner, 8601 Wetro – Biete Flieger- und Motorkalender 1980, „Volksmarine auf Wacht", Kokoschko „Söhne des Regiments", Popjel „Panzer greifen an", suche Hofé „Schlußakkord" und „Merci Kamerad", Kusnezow „Am Vorabend", Koshedub „Ich greife an": N. Schlaffke, 7544 Vetschau, Nordstr. 8 – Verkaufe F. Wander „Der siebente Brunnen" und „Ein Zimmer in Paris": J. Fessel, 1064 Berlin, PSF 854 – Suche „Seeunfälle und Katastrophen von Kriegsschiffen", „Krieg zur See", „Wie entsteht ein Kriegsschiff", „Segelkriegsschiffe", Marinekalender 82, „Auf der Straße des Todes", „Gewehre, Revolver, Pistolen", Lugs „Handfeuerwaffen" Bd. 1 und 2: T. Prigge, 3018 Magdeburg, Lübeckerstr. 11 – Suche Marinekalender bis 1970: Dr. M. Schröter, 8270 Coswig, H.-Matern-Str. 2a – Biete „Skrzydlata Polska" 1974/75/76, „Letectvi + Kosmonautik" 1977–82, „Fotografie" 1948/50/51/53/55/56/57/58/59/60/61/62/64/65, „Fotofalter" bzw. „Fotokinomagazin" 1956–62 und 1964, suche „Das Geheimnis von Huntsville", „Kosmonautenchronik" und ausländische Raumfahrtliteratur: B. Henze, 3010 Magdeburg, Str. der DSF 104



Zwischen Himmel und Erde

„Manche können gerühmt werden für das, was sie erreicht haben; andere indes für das, was sie hätten leisten können." Im Tagebuch von Rudolf Hendel steht dieser Satz hinter dem Namen von Torsten Reißmann. Immer abrufbereit.

Eigentlich braucht der 35jährige Trainer sein Buch als Gedächtnisstütze nicht. Er hat diesen Satz fest im Kopf. Torsten Reißmann auch. In den Jahren ihres gemeinsamen Weges hielt ihn der Trainer seinem Schützling oft vor Augen. Dieser Satz ist eine Art Brücke über jene Täler, die beide überwinden mußten, stets im Wissen, daß Torsten hätte mehr leisten können. Selbst in Momenten des Triumphes wies Rudolf Hendel auf diese Worte. „Gerade, wenn Torsten in den Himmel gehoben wurde, mußte er schnell wieder heruntergeholt werden. Mit dem kritischen Hinweis auf vorhandene Reserven griff ich ihn mir."

In solchen Situationen taten sich beide wissentlich weh. Der Trainer, weil er sich damit nicht gerade beliebt macht. Zumal er weiß, daß Torsten lieber im stillen kritische Worte hört. „Doch solche vor der Mannschaft treffen ihn am Nerv, zwingen ihn, zu überlegen." Torsten wehrt sich, stets darauf bedacht, das letzte Wort zu haben. Selbst dann, wenn er wissentlich für Falsches eintritt. „Wäre ich nicht so", meint er, „wäre ich kein Kampfsportler, sondern ein Lamm. Und Lämmer werden auf der Matte gefressen." Ein streitbarer Standpunkt, ein anfechtbarer gewiß auch.

Hintenanstehen, untergehen gar – das mochte Torsten noch nie. Deshalb meldete er sich als Elfjähriger in seiner Heimatstadt Potsdam gleichzeitig bei den Boxern und Judokas. Den Größeren wollte er es schon zeigen. Ein Glück, daß er bei der BSG Wissenschaft auf Dr. Erhard Buchholz traf, seinen ersten Judo-Übungsleiter. Dieser erkannte „in dem spindeldürren Männlein", das da vor ihm stand und „alle Techniken im Schlaf zu erlernen schien, sofort ein Riesentalent." Über Gebühr kümmerte er sich um den Kleinen. Das war auch nötig, denn so sehr Torsten im Training glänzte, so sehr ließ er die Schule schleifen. Etwa nach dem Motto: mir kann keiner! „Sagte er mir doch mal vor Beginn eines Wettkampfes", erinnert sich Dr. Buchholz, „daß er seinen Gegner schlagen werde. Dabei trug dieser schon den blauen Gürtel, Torsten aber gerade mal den gelben... Der Junge war sehr labil, leicht ablenkbar, schwänzte wiederholt das Training und brachte im Unterricht mangelhafte Leistungen."

Dr. Buchholz blieb konsequent. Er ließ den windigen Burschen weder locker noch fallen. Nahm ihn hart 'ran, zwang ihn, sich auf den Hosenboden zu setzen, und zu der Entscheidung, Judoka oder Boxer zu werden – oder beides sein zu lassen. Torsten begriff zwar, aber selbständig eine Sportart zu wählen, gelang ihm nicht; er warf ein Zehnpfennigstück, es zeigte „Judo" an. Und den Anfang eines Weges, der holprig zu werden versprach...

Die erste Hürde waren wieder Torstens Schulnoten.



Als nämlich Dr. Buchholz beim Frankfurter Armeesportklub anklopfte, um den Spartakiadedritten in der Kinder- und Jugendsportschule unterzubringen, hieß es im ablehnenden Bescheid: „Zu schlecht in der Schule." Daß Torsten wenige Monate später dennoch aufgenommen wurde, war der Hartnäckigkeit seines Übungsleiters und des ASK-Nachwuchstrainers Georg Lücke zu verdanken. Beide wußten, daß mehr in dem Jungen steckte. Doch selbst nach ersten Erfolgen Torstens meinten manche – unter dem Eindruck diverser Reißmannscher Streiche und dem wenig verführerischen Schulzeugnis – man hätte gescheiter getan, ihn in Potsdam zu lassen.

In Frankfurt (O.) aber, meint Torsten, habe sich für ihn ein Kindheitstraum erfüllt. „Mit Motoren wollte ich schon immer zu tun haben, am liebsten einmal Panzer fahren. Deshalb war es für mich völlig normal, daß ich Soldat wurde. Nicht nur Soldat, nein – Offizier!" Typisch Torsten, dieses Niemals-hinten-sein-Wollen, sondern vorn und obendrauf... Ohne Lernen aber tut sich nichts, und Torsten erlernte den Beruf eines Kfz-Schlossers. Seinem Trabi sieht man das an. Auch sein forscher Fahrstil verrät den Drang zur Spitze.

Doch überall vorne sein – das ist schneller gesagt als getan. Im Sport ging es zügig vorwärts. Schon mit 19 Jahren wurde Torsten Reißmann Europameister. Zu schnell, zu früh, wie manche meinten. Dieser Titelgewinn sei sogar Gift für Torsten gewesen, habe den impulsiven, auf der Matte wie auch im Leben unberechenbaren Mann über das Ziel hinausschießen lassen.

Die Quittung folgte auf dem Fuße, gewünschte weitere Erfolge blieben vorerst aus. Und Torsten begann, über sich nachzudenken, ohne immer zu den richtigen Schlüssen zu gelangen. Seine älteren Kameraden und sein Trainer drängten und verpaßten ihm solche Denkzettel, die ihm halfen, zu sich selbst zu finden. Und in ihm wuchsen Erkenntnisse, die

der Trainer schätzt: „In den folgenden Jahren geriet er oft in – auch krankheitsbedingte – Talsohlen. Da war es beeindruckend, wie er wieder Mut und Kraft schöpfte, um hochzukommen. Stets nach der Devise: ‚Ich will es beweisen!'"

Das sagte er seinem Trainer auch nach den Olympischen Spielen von Moskau, auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld. Wieder einmal waren seine hochgesteckten Erwartungen nicht erfüllt worden, und er hatte die Olympiastadt mit dem Vorsatz verlassen, den Kimono endgültig auszuziehen. Doch zwei Stunden später, in Berlin, sah alles anders aus: So wollte er nicht zurücktreten... Die Wandlung des Torsten Reißmann deutete sich an.

Zum einen blieb er der Heißsporn, der in der Trainingshalle weder sich noch die anderen schont und oft gebremst werden muß, um nicht zu viel des Guten zu tun. Zum anderen sah er sich und seine Umgebung nicht mehr aus der Vogelperspektive, er stand mitten im Leben. Auch weil er mit seiner Marina, die er beim Tanzen kennengelernt hatte und die eigentlich wenig vom Sport hielt, ein Zuhause und eine Familie gründen wollte. „Torsten braucht familiäre Geborgenheit", sagt Rudolf Hendel. „Sie trägt wesentlich zu seiner Stabilisierung bei." Und Torsten, der inzwischen Leutnant geworden ist, bestätigt dies. Die Familie ist jedoch nur eine Seite des Glücks. Die andere, nicht weniger wichtige, ist das Trainingskollektiv.

Dort mauserte sich Karl-Heinz Lehmann ebenfalls zu einem europäischen Spitzenathleten. Das ließ Torsten Reißmanns Stern etwas verblassen. Ein Prestigeverlust, dem er scheinbar die kalte Schulter zeigte, den sein Trainer aber einen „Glücksumstand" nennt. Wie ist das zu verstehen? Von der Anlage ihrer Kampfführung her sind Torsten und Karl-Heinz wie Hund und Katze. Sie treiben sich einander an, ziehen andere mit. „Nur – Torsten mußte erst einmal verkraften, daß ich nun an seiner Seite stand", umreißt Karl-Heinz Lehmann, Parteigruppenorganisator der Judokas, die anfängliche Situation. „Das stachelte den Torsten an", rundet Rudolf Hendel ab. „Er will doch immer der Erste sein..."

Auf der Matte ist er der Alte geblieben, im Leben nicht. Er wurde sich seiner Vorbildrolle bewußt. „Dabei sollen aber auch alle wissen, daß ich Schwächen habe. Meine jüngeren Trainingskameraden sollen spüren, daß ich nicht über ihnen stehe. Es freut mich, wenn heute viele zu mir kommen, mich um Rat bitten, wenn es im Training nicht so läuft oder wenn es Sorgen mit der Freundin gibt."

Zu diesen Jüngeren gehört der 19jährige Andreas Paluschek. Wie Torsten kämpft er im Halbleichtgewicht und gehört als Junioren-Europameister von 1980 bereits zu Reißmanns härtesten Rivalen. „Natürlich will ich auch mal wie Torsten Europameister werden", bekennt er. „Deshalb ist es gut für mich, daß ich mit ihm trainieren kann. Und mir gefällt, daß er wie ein Kumpel zu mir ist, mich nicht als Konkurrenten ansieht. Ja, er verrät mir sogar all seine Tricks. Trotzdem gehe ich gegen ihn noch schnell ab." Was durchaus keine Schande ist gegen einen Athleten, dem sogar japanische Kamera-Teams nachgeschickt werden, um jede seiner Bewegungen auf der Tatami-Matte aufzuzeichnen!

Leutnant Reißmann und sein Trainer Major Hendel haben sich gemeinsam auf die nächsten Weltmeisterschaften und auf Olympia '84 eingestellt. Versäumtes soll endlich nachgeholt werden. Freilich, die Kontrahenten sind stärker geworden, und die Belastungen nehmen zu, zumal sich Torsten auch ein neues Lebensziel gesteckt hat. Seit September 1982 ist er Sportstudent. „Aus eigenem Antrieb", wie er betont. „Schließlich will ich auch nach Abschluß meiner aktiven Laufbahn tüchtig was leisten. Dafür sitze ich jetzt wieder über den Büchern." Unter Verzicht auf manch abendliches Tanzvergnügen mit Marina, auf einen gelegentlichen Theater- oder Kinobesuch. Und das zweijährige Söhnchen Marcel will ja auch noch was vom Vati haben... Zeitnot, die Torsten seit langem kennt. Über Jahre hatte er Abend für Abend, wenn andere ihre Freizeit genossen, auf der Schulbank gehockt, dann – wie er meint – seinen bisher größten (!) Erfolg zustande gebracht, das Abitur. Unmittelbar, nachdem er in Rostock Europameister geworden war.

„Für Torsten war's nicht leicht", bestätigt Major Hendel, „und ich merkte sofort, wenn in der Abendoberschule etwas nicht lief. Es zeigte sich auf der Matte. Aber Torsten kämpfte um sein Lernziel so hartnäckig wie im Sport. Ich bin sicher; gemeinsam bewältigen wir auch die neue, nicht minder anstrengende Etappe."

Den „Rohdiamanten", den Rudolf Hendel einst erhielt, will er weiter veredeln. „Wir haben zu wenige solcher ‚Edelsteine'. Und aus diesem ist noch viel mehr zu machen."

Text: Klaus-Dieter Kimmel
Bild: Manfred Uhlenhut

Leutnant Torsten Reißmann, ASK Vorwärts Frankfurt (O.), geboren am 23. 2. 1956 in Potsdam. Mitglied der SED. Verheiratet. 1,76 m groß, 65 kg schwer. Sein Trainer: Major Rudolf Hendel. Erster Übungsleiter: Dr. Erhard Buchholz. Größte sportliche Erfolge in bisher 15 Wettkampfjahren: DDR-Spartakiadesieger 1972, vierfacher DDR-Meister der Senioren, Europameister 1975, 1978, 1980 und 1982, 3. der WM 1975, 5. der Olympischen Spiele 1980

Torsten Reißmann



Walter Womacka
Frühling am Bodden, Öl

Es ist immer schwer, über ein Bild zu schreiben, bei dem man auf einen Blick sieht, was dargestellt ist, das das Auge mit seiner Farbigkeit fesselt, von dem man sich angesprochen fühlt und das vielfältige Assoziationen und Gefühle weckt. Das alles geschieht parallel zueinander, und man muß versuchen, Ordnung in die Gedanken zu bringen und nacheinander aufzuschreiben, was eigentlich nur im Zusammenhang empfunden und erlebt wird.

Mich sprach sofort die leuchtende Farbigkeit des Bildes von Walter Womacka an. Gegen die tiefe Bläue des Meeres und die Weite des Himmels sind die erdigen orange-, ocker- und braunfarbigen Töne des Bodens und der Häuser gesetzt. Brillant leuchtend hebt sich aus diesem Kontrast die duftige weiße Farbenpracht des alten Obstbaumes im Vordergrund ab, die das Auge des Betrachters augenblicklich auf sich zieht.

Es ist Frühling in einem Dorf am Bodden, und es ist Frieden. Harmonisch sind die Farben des Bildes, ruhig liegen die Häuser in der schon kräftigen Frühlingssonne. Das geschnittene Schilf des vergangenen Winters steht gebündelt zum Trocknen. Es wird zum Decken eines Hauses genutzt werden und seine Bewohner vor Regen und Schnee, kalten Winden und glühender Sommerhitze schützen. Am Himmel ziehen Düsenjäger ihre Bahn. Rein formal gesehen wird durch die Form der Kondensstreifen das Bild interessanter und spannungsreicher. Der Wölbung des Baumes steht die gebogene Linie des einen Kondensstreifens entgegen, der andere ist fast gerade, schwingt nur dort etwas aus, wo er schon in Auflösung begriffen ist. Diese Gerade deutet auf Geschwindigkeit hin, bringt jedoch auch Ruhe und Sicherheit in das Bild, das klar und einfach aufgebaut ist. Die Kondensstreifen sind dem Maler jedoch nicht nur formal willkommen, er gibt ihnen einen tieferen Sinn. Obwohl auf dem Bild keine Menschen dargestellt sind, lebt diese Landschaft nur durch sie. Sie haben die Bäume gepflanzt, die Häuser gebaut, das Land kultiviert. Sie lieben und behüten dieses Fleckchen Erde. Walter Womacka ist es für meine Begriffe sehr gut in diesem Bild gelungen, in einfachen, alltäglichen Dingen grundsätzliche Probleme des Lebens anzusprechen, ohne daß das Bild überfrachtet ist, unverständlich wird oder nicht mehr ästhetisch erlebbar ist. Natürlich macht er das nur in einem kleinen, begrenzten Bereich und strebt keinesfalls an, die Gesamtheit unserer Lebensprobleme zu erfassen. Aber man kann die Gedanken schweifen lassen.

Der Obstbaum ist alt, dennoch hat er unzählige Blüten angesetzt. Es wird eine reiche Ernte geben. Auf die saftigen Früchte freuen sich Jung und Alt. Den Baum hat sicherlich schon der Großvater und Urgroßvater gesetzt. Hat er die Früchte seiner Arbeit geerntet? Ist er in seinem Dorf alt geworden, oder haben ihn unruhige Zeiten hinausgetragen? Kehrte er aus einem Krieg nicht zurück? Ich habe in Wolgograd einen Baum gesehen, der alt war und grün, obwohl er von tausenden Geschoßsplittern verwundet war. Es war einer der wenigen alten Bäume der Stadt, der überlebte. Die meisten waren jünger, später gepflanzt. Dem Obstbaum in Walter Womackas Dorf am Bodden scheint ein solches Schicksal erspart geblieben zu sein. Den Menschen und ihren Häusern auch?

Es gibt viele Bilder von Walter Womacka, mit denen er den Frieden preist und den Sieg des Lebens, der Schönheit und Harmonie. Zumeist sind es einfache, manchmal sogar fast simple Sinnbilder. Er malte den alten Stahlhelm, der von Blumen überwuchert wird und auf dem eine Taube sitzt. Immer wieder sind es Blumen und Früchte, mit denen er den Reichtum unserer Erde preist. Es sind tanzende Kinder, schöne Frauen, Liebespaare, die von der Lebenskraft und Würde des Menschen künden. Er malt als Kommunist das Verteidigungswerte und den Lebenswillen. Viele seiner Bilder sind voller Leuchtkraft und daseinsbejahender Schönheit. Betont optimistische Stimmungswerte sind charakteristisch für die Mehrheit seiner Werke. Sein individueller Stil hat sich unter anderem in kraftvollen, oft dekorativen Landschaften besonders stark ausgeprägt.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Karin Gebauer





NATO-Segen und Hilfe für Bothas Terror

Es vergeht eigentlich kaum ein Tag, an dem uns nicht Meldungen über Terroraktionen der südafrikanischen Rassisten erreichen. Das Parlament in Pretoria hat den Streitkräften dafür schon vor längerem einen Persilschein ausgestellt: einer Resolution zufolge dürfen „südafrikanische Truppen überall dort kämpfen, wo sich die Notwendigkeit ergibt". Damit kann alles „entschuldigt" werden. Natürlich auch die Überfälle gegen Nachbarstaaten. Die Hintergründe dieses unerklärten Krieges, wie er auch bezeichnet wird, hat der simbabwische Staatsminister für Sicherheit, Emmerson Munangagwara, offen zur Sprache gebracht: Pretoria versuche mit allen Mitteln, die politischen Verhältnisse in dieser Region zu destabilisieren.

Und das paßt genau in das Konzept der Konfrontations-Politiker in den imperialistischen Führungszentralen. Sie betrachten den Rassistenstaat als willkommene Speerspitze, um den sozialen Fortschritt im Süden Afrikas zurückzudrängen. Deshalb erhalten Botha und seine Kumpane nicht nur offiziellen NATO-Segen, sondern auch jede erdenkliche Hilfe. Was schert es die Herren in Washington und Brüssel, daß der Apartheidstaat von den Vereinten Nationen gebrandmarkt worden ist, oder daß über ihn ein Embargo verhängt wurde: Die Unterstützung geht auf versteckten Wegen munter weiter.

Jüngste Resultate sind der Kampfpanzer „Oliphant" und eine sechsrädrige 155-mm-SFL-Haubitze. Diese Haubitze, die 40 Kilometer weit schießen soll (auch Kernmunition!), wurde vom südafrikanischen „Verteidigungs"minister Malan großsprecherisch als „wirkungsvollste Waffe ihrer Art in der Welt" vorgestellt (siehe Foto). Den wahren Nährboden der neuesten waffentechnischen Entwicklungen Südafrikas offenbarte die angolanische Zeitung „Journal de Angola", als sie feststellte, daß beides nur mit Hilfe von NATO-Staaten entwickelt werden konnte. Wie sollte es anders sein: auch der größte Handelspartner der Rassisten, die BRD, steckt dicke in diesem Waffengeschäft mit drin. Die Nachrichtentechnik der Armee Südafrikas ist hauptsächlich von Siemens. Die Rheinmetall AG Düsseldorf lieferte eine komplette (!) Munitionsfabrik für 155-mm-NATO-Munition, die den international geächteten Staat unabhängig von Munitionsimporten für das neue Waffensystem macht. Daß es, wie alle anderen direkt gelieferten oder in Lizenz gefertigten NATO-Waffen, früher oder später bei Überfällen gegen die Nachbarstaaten eingesetzt werden wird, dürfte von vornherein klar sein. Ebenso ist aber schon jetzt klar: Die Verantwortlichen sitzen nicht nur in Pretoria!

R.R.

AR international

● **Strafversetzt** wurde Panzerschütze Gerhard Breuer, der sich geweigert hatte, das faschistische „Panzerlied" zu singen. Deshalb hatte er schon eine siebentägige Arreststrafe absitzen müssen. Nach der Rückkehr aus seinem Urlaub wurde ihm vom Kompaniechef des 154. Panzerbataillons in Westerburg eröffnet, daß er künftig bei der Stabskompanie der Panzerbrigade 15 in Koblenz zu dienen habe. Dies geschehe, so der Presseoffizier, Major Strelow, gegenüber der „Frankfurter Rundschau", als „Führungsmaßnahme, um den Soldaten aus einer Sackgasse herauszuführen".

● **Übergeben** wurden die ersten vier von insgesamt 70 Kampfpanzern des Typs Leopard 1 an die türkische Armee. Sie gehören zu einem Militärhilfe-Programm der BRD im Umfang von 600 Millionen DM. Schon seit Jahren hilft die BRD mit, die Militärdiktatur in Ankara aufzurüsten. Während der Übergabezeremonie bezeichnete BRD-Botschafter Dirk Oncken die Lieferung „als ein Zeichen der zwischen beiden Ländern bestehenden freundschaftlichen Zusammenarbeit".

● **Künftig mehr Geld** sollen die europäischen NATO-Partner zum Ausbau von Ausweichflugplätzen für die USA-Luftwaffe zur Verfügung stellen. Das geht aus einem geheimen Bericht des USA-Rechnungshofes hervor. Damit wird einmal mehr deutlich, daß Washington Westeuropa stärker in seinen Kurs der Konfrontation und forcierten Kriegsvorbereitung einzubinden gedenkt. Bereits seit Ende der 70er Jahre sind in neun europäischen NATO-Staaten etwa 70 solcher Objekte als Hilfsflugplätze für die USA-Luftwaffe „im Kriegsfall" festgelegt worden. Für ihre Treibstofflager, Munitionsdepots und ähnliche Einrichtungen wurden bisher mehr als 240 Millionen Dollar ausgegeben.

● **Werbung** für den NATO-Raketenbeschluß erwägt angesichts der wachsenden Friedensbewegung die britische Regierung. Wie aus dem Verteidigungsministerium verlautet, soll eine USA-Werbefirma beauftragt werden, eine Anzeigen-

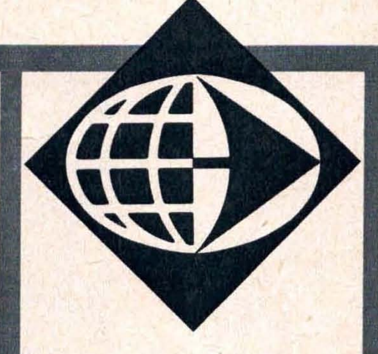
kampagne zu organisieren. Mit dieser Aktion für eine Million britischer Pfund (3,5 Millionen DM) soll der Hochrüstungskurs der konservativen Thatcher-Regierung verfochten werden, wonach der Westen angeblich nur von einer Position der Stärke aus über einen Abbau der Rüstung verhandeln könne. Bei der Labour-Opposition stießen die Absichten der Regierung auf Widerstand. Wie die „Süddeutsche Zeitung" berichtete, warf der Labour-Abgeordnete Denzil Davis der Premierministerin vor, sie wolle der britischen Nation „Atomwaffen wie Cornflakes andrehen" und versuche, „die öffentliche Meinung hinter dem Rücken des Parlaments zu manipulieren". Wie das BRD-Blatt weiter ausführt, hätten Meinungsumfragen in Großbritannien ergeben, „daß 61 Prozent der Briten sich gegen die Pläne des Thatcher-Kabinetts auflehnt, das 15 Milliarden Dollar teure U-Boot-Raketensystem Trident zu kaufen".

● **Seekriegsmanöver** unter Beteiligung US-amerikanischer und australischer Kräfte haben an der Westküste Australiens stattgefunden. Daran nahmen von USA-Seite unter anderem der nukleargetriebene Angriffsflugzeugträger „Enterprise" sowie der Raketenkreuzer „Bainbridge" und das Raketen-U-Schiff „Los Angeles" teil. Als die USA-Kriegsschiffe nach der Kriegsübung den australischen Hafen Perth anliefen, gab es zahlreiche Protestaktionen der Bevölkerung. Während der Manöver hatte der australische Verteidigungsminister Jan Sinclair an Bord der „Enterprise" erklärt, das Anlaufen australischer Häfen durch kernwaffentragende USA-Kriegsschiffe sei ein „Ausdruck der engen Beziehungen" zwischen beiden Staaten; er demonstrierte damit, daß Australien sich weiterhin an den Konfrontationskurs Washingtons anzulehnen gedenkt.

● **Der Atomkrieg** in der BRD wird von US-Offizieren mit einem Computer geprobt, der im Lawrence Livermore Laboratorium in der Nähe von San Franzisko (USA-Bundesstaat Kalifornien) entwickelt worden ist. Das geht aus einer Sendung des ZDF hervor. Originalton: „Der Schlachtensimulator Janus kann jeden Winkel der Erde in Ausschnitten von 36 Quadratkilometern abrufen. Doch beim Bildschirmmanöver ist die Bundesrepublik das am häufigsten gewählte Terrain." Auf besondere Weise bestätigt hier das BRD-Fernsehen die Strategie des Ersteinsatzes von Kernwaffen, vorrangig auf dem europäischen Hauptkriegsschauplatz der NATO.

● **Unzulänglichkeiten** bescheinigt das US-amerikanische Fachblatt „Aviation Week" dem von Großbritannien, Italien und der BRD entwickelten und gebauten sogenannten Mehrzweckkampfflugzeug Tornado (siehe Foto). Keines der 417 bisher für den Tornado der BRD-Luftwaffe und der britischen Royal Air Force gelieferten RB-199-Triebwerke habe die „geforderten Leistungen voll erbringen können". Die NATO-Behörden hätten die Triebwerke dennoch akzeptiert, „um Störungen im Produktionsprogramm" zu vermeiden. Die Triebwerke werden von der Turbo-Union hergestellt, einem trinationalen Unternehmen, an dem die britischen Rolls-Royce-Werke, die italienischen Fiat-Werke und die Motoren-Turbinen-Union München GmbH beteiligt sind.





In einem Satz

Israel hat sich nach Aussagen der „Süddeutschen Zeitung" zu einem bevorzugten Waffenlieferanten für die Militärregimes in aller Welt entwickelt: Mehr als ein Viertel seiner Exporteinnahmen entfielen 1982 auf Waffenverkäufe.

Durch Ausrüstung mit je vier allwetterfähigen Luft-Schiff-Raketen mit einer Reichweite von 15 bis 20 Kilometern sollen 22 Hubschrauber Westland Sea King Mk 41 der BRD-Marine zum Kampfhubschrauber umfunktioniert werden.

Gegen die Stationierung von Marschflugkörpern in Großbritannien hat sich der ehemalige britische Verteidigungsminister Denis Healey, stellvertretender Führer der Labour Party, in einem Fernsehinterview ausgesprochen.

Erhöht wurde die Anzahl der hauptamtlichen Jugendoffiziere der Bundeswehr um 10 auf 65.

Atomwaffen könnten von der NATO im Bedarfsfall auf türkischem Territorium gelagert werden, erklärte der USA-Botschafter in Ankara, Strausz-Hupe.

Die Stationierung von neuen interkontinentalen U-Schiff-gestützten Raketen werden die USA nach Aussagen der französischen Nachrichtenagentur AFP erheblich beschleunigen.

Einen „strengen Verweis" handelte sich die Besatzung einer F-4 Phantom der britischen Luftstreitkräfte ein, die im Mai 1982 einen britischen Jagdbomber vom Typ Jaguar über dem Territorium der BRD „versehentlich" mit einer Sidewinder-Rakete abgeschossen hatte.

Redaktion: Rainer Ruthe
Bild: Archiv

Die vier von der 5236



Diese vier FDJ-Mitglieder – jedes 21 Jahre alt – bilden seit kurzem die Bedienung einer 122-mm-Selbstfahrlafette (SFL). Links unten ist Unteroffizier Plautz zu sehen, über ihm Unteroffizier Fenski, rechts die Gefreiten Laskowski und Wiesemann. Aus verschiedenen Einheiten kommend, übernahmen sie eine neue Waffe, mußten sie innerhalb weniger Wochen beherrschen lernen. Vom Werden und Wachsen dieses Kollektivs erzählt jeder aus seiner Sicht.



Unteroffizier Burkhard Plautz, Geschützführer, Kfz-Schlosser, genannt „Plautzi" in Anspielung auf seinen Familiennamen:

Früher führte ich ein 122-mm-Geschütz D30. Da war ich lediglich für die Kanone und der Kraftfahrer für sein Kfz zuständig. Hier bei der SFL – wo ja alles vereint ist – bin ich nun für die komplette Maschine verantwortlich.

Drei Probleme hatte ich: Mit dieser Umstellung fertig zu werden, mich selbst zu schulen, meine Leute auszubilden. Als ich das erstemal in die Maschine stieg, bekam ich einen leichten Schreck. Die vielen Hebel! Bloß nichts kaputt machen, dachte ich und meinte, da wäre alles elektrisch, da gäbe es keine Handarbeit. Aber es zeigte sich, daß auch in der SFL Genauigkeit, Fingerspitzengefühl sehr gefragt sind.

Innerhalb vier Wochen gefechtsbereit zu sein – so lautete der Befehl. Ich begriff, daß es neben der Vermittlung von Wissen vor allem auf die Erziehung meiner Genossen ankam. „Zwar können Sie sich bei mir stets Rat holen", sagte mein Batterieoffizier, „aber erziehen müssen Sie allein". Ich fand das richtig, denn ich wollte beweisen, daß ich die Aufgaben meistern konnte, und bin stolz, daß ich mich durchgebissen habe.

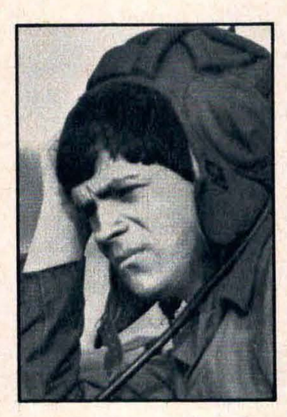
Wir sind ein gutes Kollektiv geworden, bei uns herrscht ein kameradschaftliches Verhältnis. Mein Grundsatz war und ist: Die Jungs nicht antreiben, sondern zur Selbständigkeit erziehen. Als es anfangs nicht so lief, haben wir uns zusammengesetzt und alles auf den Tisch gepackt, was uns nicht gefiel. Nach dieser Aussprache flutschte es nach und nach besser. In einer SFL-Bedienung muß sich wirklich einer auf den anderen verlassen können. Da darf es keine Antipathie geben. Wir hocken manchmal stundenlang in der Maschine. Wenn da nicht einer dem anderen hilft, ihn versteht, ist der Ofen bald aus. Ich bin mit meinen Genossen nicht nur während der Ausbildung zusammen, sondern besuche sie auch auf ihren Stuben.

Die größten Schwierigkeiten hatten wir mit dem SFL-Fahrer. Der konnte sich schwer den kollektiven Aufgaben unterordnen. Wie ein Wahnsinniger nahm er die Kurven. Einigemal verfehlten wir so unsere Feuerstellungen, mußten erneut Anlauf nehmen, wurden die letzten in der Batterie. „Was bringt das ein, mit dem 6., anstatt mit dem 5. oder dem 4. Gang zu fahren?" ermahnte ich ihn oft. Auch die beiden Kanoniere beschwerten sich bei ihm wegen der zusätzlichen Beulen, die er ihnen bescherte. „Immchen" nahm es sich zu Herzen, sein Temperament geht allerdings auch heute noch manchmal mit ihm durch.

Wir haben uns vorgenommen, den Titel „Beste Bedienung" zu erringen. Warum? Wir wollen kein Mittelmaß, wollen mehr machen, als allgemein gefordert wird. Auch möchten wir im Wettbewerb die anderen Bedienungen anspornen, uns nachzueifern. Wir wollen den Titel ohne spitzen Bleistift erringen und stehen voll dahinter! Ich

meine, jedes Kollektiv ist ein kleines Zahnrädchen in der Armee. Je besser diese Rädchen ineinandergreifen, desto besser die Gefechtsbereitschaft unserer Armee. Und dadurch können auch wir unseren Beitrag für den Frieden leisten.

Meine drei Genossen beenden bald ihr letztes Diensthalbjahr. Schade, daß sie jetzt nach Hause gehen. Ich hätte gern mit ihnen weitergearbeitet.



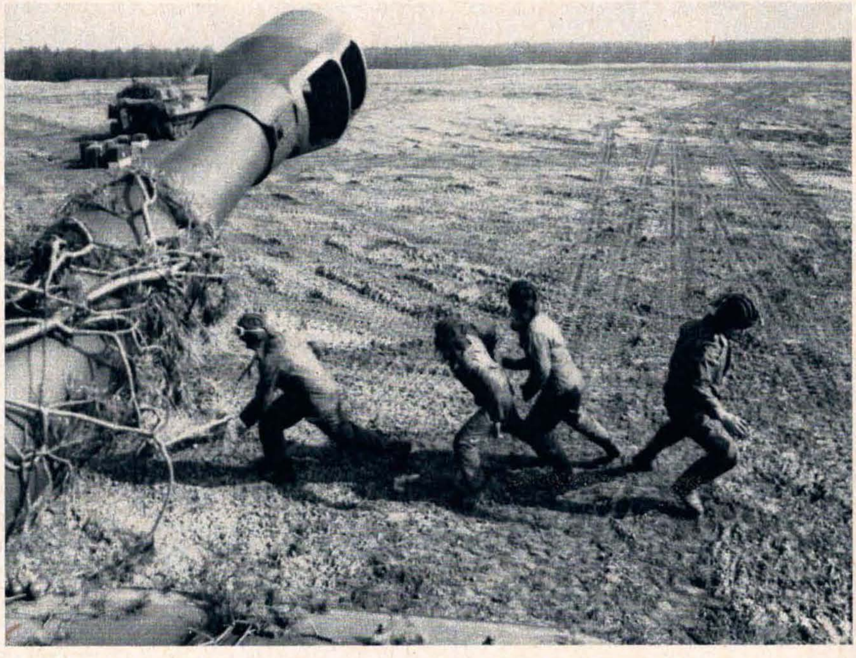
Unteroffizier Hartmuth Fenski, SFL-Fahrer, Landmaschinenschlosser, genannt „Immchen", weil er zuweilen diese Sprachfloskel verwendet:

SFL – was ist das überhaupt? dachte ich, als ich hierher versetzt wurde. Wollte das große Ding eigentlich nicht fahren, befürchtete, es schwer steuern zu können. Auch glaubte ich an eine schlechte Straßenlage, denn ich habe mal erlebt, wie ein Kettenfahrzeug von der Straße abkam. Jedoch, als ich die ersten Runden drehte, war ich hell begeistert! 'ne Wolke ist das schon, mit dem Ding zu fahren. Wenn man da aufs Pedal tritt, da kommt was! Die Leistungsstärke dieser Maschine ist für mich beeindruckend. Der Turbolader, dieser Verdichter, der die Motorleistung erhöht, der pfeift los! Die SFL läßt sich ausgezeichnet fahren, liegt gut im Gelände, auf der Straße. Es stimmt, ich habe zuweilen ein „steifes Bein" Dann schimpfen die anderen mit mir, wenn ich zu doll Gas gebe. Aber es macht einfach Spaß, damit zu fahren. Jedoch – ich mache nichts kaputt! Das würde mir doch gegen den Strich gehen.

Vorher fuhr ich zwei Jahre einen PK 50, das ist ein kleiner Schützenpanzerwagen auf Ketten. Dort war ich für mich allein, bestimmte weitestgehend Fahrweise und -strecke. Hier mußte ich mich einem Kollektiv fügen, mußte im Rahmen einer Batterie denken. Oh, das fiel mir sehr schwer, Immchen. Wenn ich da aus dem Wald in das offene Gelände vorstieß, suchte ich wie irr umher. Wo ist deine Stellung? Wo sind die anderen SFL? Den Abstand zu ihnen zu halten, genau in die Stellung zu fahren – das ist ja bei der Artillerie fast Millimeterarbeit – ich hatte tüchtig zu kämpfen. Ich weiß, daß „Locke" und die anderen hinter mir in arge Schwierigkeiten geraten, wenn ich nicht aufpasse. Ich glaube aber, daß es jetzt schon besser läuft. Schließlich bin auch ich stolz, wenn wir 'ne Eins schießen.

Natürlich bringt solch eine große Technik auch mehr Arbeit. „Öl – Wasser – Licht, dann Schicht", so hieß es bei meinem PK 50. Wenig Durchsichten. Aber bei der SFL, da muß man die Kettenspannung nach jedem Einsatz prüfen, die Lenkung regulieren, viel mehr pflegen und warten. Und da freue ich mich, daß dabei alle mithelfen. Auch wenn ein, zwei Stunden Freizeit draufgehen. Naja, mal blubbert der eine oder andere, aber damit öffnet er nur ein Ventil, um den Stau abzulassen. Ansonsten braucht keiner extra aufgefordert zu werden. Es ist ja unsere gemeinsame Waffe.

Ohne diese Hilfe wäre auch nichts drin mit dem Titel „Fahrzeug der ausgezeichneten Qualität", den ich anstrebe. Diese zusätzliche Verpflichtung, meine ich, gehört einfach dazu, wenn wir Beste werden wollen. Nicht nur ausgezeichnet schießen sollten wir, sondern auch den billigsten Kilometer fahren, Sprit sparen, das Fahrzeug in Schuß halten.





Gefreiter Frank Laskowski, Richtkanonier, Instandsetzungsschlosser, genannt „Locke"

da er zur Einberufung mit schulterlangen Haaren erschien:

„Was soll das werden?" sagte ich ungläubig, als meine Vorgesetzten mir offenbarten, daß ich zur SFL käme. Ich war Munikanonier bei der herkömmlichen Artillerie, sollte nun Richtkanonier werden. Rechnen ist nicht meine Stärke. Jetzt sollte ich an das Rundblickfernrohr, Werte eines Feuerkommandos einstellen, für den genauen Schuß verantwortlich sein! Ich war gar nicht begeistert. Erst mal sehen, wie's läuft, so meine Haltung.

Der Geschützführer machte mir Mut. „Allzu schwer ist es nicht", meinte er. Geduldig trainierte er mit mir die Einstellung der Libellen und der Skalen, erklärte er mir die Bedeutung der Zeichen im Okular. Selbst an manchen Abenden saßen wir über Ausbildungsbüchern. Nach vier Wochen hatte ich alles kapiert. Die Überprüfung ergab eine Zwei. Ich habe mich sehr gefreut darüber. Aber: Allein hätte ich das nicht geschafft. Deshalb bin ich „Plautzi" dankbar für seine große Unterstützung. Er hatte ja den Kopf voll mit vielen an-

deren Dingen, trotzdem verlor er auch jetzt nie die Nerven. Das schätze ich sehr an ihm. Als Richtkanonier muß ich ruhig arbeiten können, ich bin ehrgeizig, will sicher und genau vorgehen, das Beste herausholen. Da liebe ich keine Hektik, zu der sich unser Batterieoffizier manchmal hinreißen läßt.

Heute kann ich sagen: „Es ist doch was geworden!" Ich bin stolz, Richtkanonier zu sein. Aber ich bin auch ehrlich genug, einzugestehen, daß ich zuweilen noch unkonzentriert beim Training arbeite. Entweder höre ich nicht hin, wenn Kommandos kommen, oder „verhaue" mich beim Einstellen um einige Striche.

Noch ein Problem hatten der Geschützführer und ich: die Platzangst. Als ehemalige „Freiluftartilleristen" mußten wir uns nun durch eine Luke zwängen, hintereinander in schmale Sitze klemmen, in einem engen Raum arbeiten. Es dauerte schon seine Zeit, bis wir uns daran gewöhnten und die blauen Flecke nicht mehr zählten. Und vor dem ersten Schießen fürchteten wir um unser Trommelfell. Ob es platzen würde? Ich stemmte mich mit meinen Füßen gegen eine Stahlplatte, klammerte den linken Arm um den Sitz, zog mit der rechten Hand den Abzugshebel nach vorn. Nach dem Abschuß sahen wir uns lachend an. Es war alles halb so schlimm.

Dieses Schießen brachte uns die Note 2. Bestätigung für mich, daß ich zu richten vermag, daß wir mit der Waffe umgehen konnten. Großen Spaß machte uns ein Leistungsvergleich, den unsere Abteilung mit sowjetischen Genossen durchführte. Im indirekten Schießen erreichten wir dort am Tage zwei Punktschüsse – das kommt Volltreffern gleich. Und in der Nacht konnten wir mit zwei anderen Granaten ebenfalls ein gutes Ergebnis erzielen. Später stellte sich heraus, daß wir besser als die Freunde geschossen hatten. International bestanden – das ist doch was! So was müßte man öfters organisieren...



Gefreiter Holger Wiesemann, Ladekanonier, Mechanisator, genannt „Büffel" wegen seiner gewichtigen Ausmaße:

Daß ich nicht der Schlankste bin, sieht man ja. So hatte ich da anfangs meine Mühe, an der SFL hochzuklettern und in sie hineinzukommen. Früher, bei der gezogenen Artillerie, da standen wir frei in Wind und Wetter, bei der SFL muß man sich ja richtig reinklemmen. Ich holte mir so manche Schramme. Einmal zerriß mir sogar der Schlauch der Schutzmaske, die ich aufhatte. Ich habe da viel geflucht. Jetzt habe ich den Bogen raus. Verderbe keine Norm beim Auf- oder Absitzen. Obwohl man sich in der SFL immer ducken muß, ist es doch ein leichteres Arbeiten als vorher, man wirbelt nicht mehr so viel umher. An meinem Ladeplatz sah ich anfangs nicht durch. Die vielen Knöpfe! Aber „Plautzi" und „Locke" halfen mir, erklärten die Mechanismen, übten mit mir den Ladevorgang. Wir sind dann noch einen Schritt weitergegangen. Haben auch die gegenseitige Ersetzbarkeit eingeführt. So kann ich für den Richtkanonier einspringen, und „Locke" ersetzt den Geschützführer.

Ich bin ein gemütlicher, ruhiger Mensch, der zwar mal flucht, wenn's nicht so klappt, aber es nicht so meint. Da ist es mir nur recht, daß in unserer Bedienung keiner herumschreit. Die Kameradschaft, die hier herrscht, gefällt mir sehr. Das war





anfangs noch nicht so. Da ging einiges durcheinander, weil jeder seinen Kopf durchsetzen wollte, nicht an das Gemeinsame dachte. Jetzt haben wir alle zusätzlichen Arbeiten, die nicht direkt zu einer Funktion gehören, aufgeteilt. Ich bin draußen der „diensthabende Stullenschmierer", hole das Essen für alle, teile Getränke aus. Butter, Wurst, die wir von zu Hause bekommen haben, nehmen wir ins Gelände mit, teilen sie. Der „Proviantmeister" bin ich. So können sich die anderen um ihre speziellen Sachen kümmern.

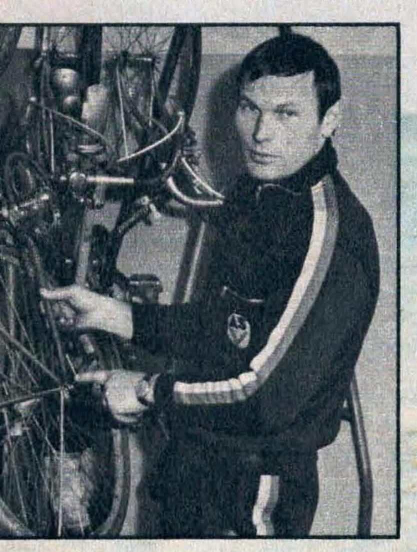
Diese gemeinsame Unterstützung finde ich prima. So muß es in einem Kollektiv auch sein. Es ist doch selbstverständlich, daß wir dem Fahrer bei der SFL-Wartung helfen. Entweder werden alle fertig oder keiner! Wenn wir Beste werden wollen, dann muß man den anderen immer voraus sein. Auch in solchen Sachen.

Neben dem erfolgreichen Schießen fand ich auch das gemeinsame Feldlager in Ordnung, welches wir kürzlich mit sowjetischen Artilleristen durchführten. Das hat Laune gemacht, war ein schöner Abschluß meiner Dienstzeit. Auch, daß wir mal in ihre SFL hineinschauen, ihnen bei ihrer Arbeit zugucken durften. Wir merkten, daß wir mit unseren Leistungen uns nicht zu verstecken brauchten. Zu lernen gab's doch einiges. So beim Montieren der Ketten. Da drehen die Freunde ganz leicht mit einer Spannvorrichtung, so 'ne Art Schlüssel. Schön wär's, wenn wir auch so etwas hätten. Wir benutzen eine Brechstange dafür...

Zu Besuch kamen mit dem Notizbuch Oberstleutnant Horst Spickereit und mit der Kamera Leutnant d. R. Manfred Uhlenhut



„Sie sagen respektvoll ‚Herr Richter' zu ihm."



Ob im Frühling oder Sommer, im Herbst oder Winter – diese Rügener Jungen verbringen mindestens viermal pro Woche ihre

FREIZEIT MIT HEINZ

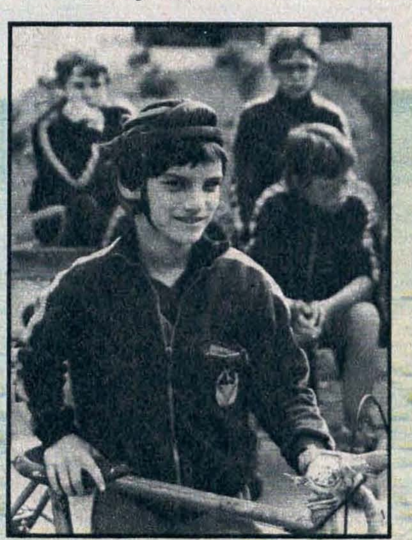
In Wirklichkeit trainieren sie, wenn ihre Klassenkameraden spielen, sich am Strand aalen oder eben das tun, wozu sie gerade Lust haben.
Den kleinen Radrennern aber macht das Training Laune. Und ihr Trainer ist der zwei Köpfe größere Heinz. Ihn wie einen Spielgefährten beim Vornamen zu nennen, verkneifen sich die Jungen. Sie sagen respektvoll „Herr Richter" zu ihm. Das ist in Ordnung, nimmt er es doch an Lebensjahren mit ihren Vätern auf. Und diese zögen, wenn sie einen tragen würden, gern den Hut vor dem 36jährigen Sportlehrer.



„Mir gefällt hier alles!" meldet nicht laut, aber deutlich ein zierlicher Schwarzschopf, die Hände startbereit am Lenker, auf dem Kopf die unentbehrliche Sturzkappe. Die Umstehenden stimmen zu, reden quirlig durcheinander, fingern ungeduldig an ihren „Maschinen"...
Zwei Stunden später sitzen sie wieder ab. Erschöpfte Gesichter, schweißnasse Trikots, verdreckte Räder, Aber die Stimmung der Jungen ist großartig. Mit flinken Griffen beginnen sie, die Technik „wiederherzustellen", wie man bei den Soldaten sagt. Offenbar nicht unterzukriegen sind sie, diese von ihrer Sache so begeisterten Kleinen. Was hält sie hier fest?

„Wir betreuen unsere Kinder aufmerksam", erläutert Genosse Heinz Richter, „bieten ihnen ein abwechslungsreiches Training, das sie nebenbei gesagt keinen Pfennig kostet. Trainer, Übungsleiter und Aktive pflegen untereinander ein ungezwungenes, freundschaftliches Verhältnis. Und das Entscheidende – die Kinder stehen

„Mir gefällt hier alles!'"



„Bei Wind und Wetter."





nie vor verschlossener Tür. Wir sind immer für sie da, lassen keine Trainingsstunde ausfallen."
Es sind fast fünfzig Sportler im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren, die da bald täglich nach Unterrichtsschluß ihre Siebensachen packen, sich auf die Räder schwingen und mit möglichst großem Gang lossausen, um pünktlich an Ort und Stelle zu sein. Sie kommen aus den 10 km fernen Städtchen Bergen und Saßnitz, dem nahen Kurort Binz und aus Prora selbst. Bei Wind und Wetter. Dann legen sie sich zweieinhalb Stunden – das ist die Dauer einer Trainingseinheit – bei Athletikausbildung, Geländefahrt und Straßensprint kräftig ins Zeug. Bringen anschließend Sportgeräte und Ausrüstung wieder auf Vordermann und eilen nach Hause. Dort warten die Schulaufgaben, und den Eltern will in Küche oder Garten auch geholfen sein.
Ihr Tagesablauf ist programmiert, und „unser Sport ist anstrengend", bestätigt der 10jährige Lars Netzeband. „Wenn man dann aber ein-

„,Freizeit ist Trainingszeit . . .'"



„,. . . Mutti meint, das sei nicht schlecht.'"



mal drin ist, geht's schon. Ich will, wenn ich größer bin, zur Kinder- und Jugendsportschule." Der um ein Jahr ältere Andreas Mende verfolgt dasselbe Ziel. Stolz verweist er darauf, was im Sport aus ihm geworden ist: „Zweimal Kreismeister und einmal Dritter bei Bezirksmeisterschaften!" Auch für vorbildliches Training erhielt er Auszeichnungen. „Zwei Schleifen hab' ich gekriegt und ein Plakat mit einem Friedensfahrer drauf. Und ein sehr gutes Trikot bekam ich geschenkt." Seinen Trainer und die Übungsleiter mag er sehr. „Sie hetzen uns nicht herum, und schimpfen tun sie nie."

Der 44jährige Hans Heitmann, ehemaliger Schiffsmaschinist auf einem Saßnitzer Frosttrawler, betreut, seitdem er wieder an Land ist, die Jungen des sogenannten Vortrainingsjahres. „Ich habe sie liebgewonnen, meine TZ-Jungen. Schnell wurden wir gute Kameraden. Ich hör's ganz gern, wenn manch einer der Kleinen mal sagt: ‚Der Herr Heitmann ist mein bester Freund'. Dann weiß man doch, daß sich die Arbeit gelohnt hat, daß sie richtig ist. Zugegeben: Familie, Beruf und Sport sind oft schwer miteinander zu vereinbaren. Aber der Erfolg wiegt vieles auf." 1976 begann der Trainingsbetrieb am Prorer Wiek. In den folgenden Jahren errangen die Rügener Rennfahrer 19 Bezirksmeistertitel.

Heinz Richters Schützlinge der Altersklasse 13 konnten sich bei DDR-Meisterschaften viermal unter die ersten Fünf mischen, und sechs seiner Jungen fanden bisher den Weg zur Kinder- und Jugendsportschule des ASK Vorwärts Frankfurt (O.). Unter ihnen die heute 15jährigen Athleten Olaf Endler und Sven Leuschner. „Beide sind oft unsere Feriengäste", er-

„. . . nicht unterzukriegen sind sie . . .“



zählt Oberfeldwebel Peter Pontow, ein Übungsleiter. „Sie trainieren dann gemeinsam mit ihren TZ-Nachfolgern und geben ihnen viele wertvolle Hinweise. ‚Wollt ihr wirklich Leistungssportler werden‘, riet ihnen einst Sven, ‚dann seid hart, nehmt eure Aufgabe ernst. Und laßt euch nicht durchhängen mit Entschuldigungen von wegen Tagesform und so.‘“

Bei solchen Treffen ist hin und wieder auch von einem Nils die Rede, der mal zum TZ gehörte und später zur KJS durfte, weil er alle dafür erforderlichen Normen erfüllte und im Bezirk als „absolute Spitze“ galt. Der aber auch für jeden Unfug zu haben war und sich viel auf sein Können einbildete, den „King“ markierte, dann seine Schulaufgaben vernachlässigte und schließlich – vom „Thron“ plumpste. Das gefällt den Kleinen nicht.
Er möchte, wenn er größer sei, zur KJS, hatte Lars gesagt und hinzugefügt: „In der Schule bin ich – na ja, fast sehr gut. Bis auf eine Drei – im Schreiben. Für Disziplin und vorbildliche Mitarbeit im Unterricht bekam ich ein Lob, und Mutti meint, das sei nicht schlecht. Vati will mich mal im Fernsehen sehen. Er freut sich, wenn ich einen Erfolg mit nach Hause bringe.“
Wie man zu solchem gelangt, weiß wohl keiner besser als Heinz Richter, dieser 13fache DDR-Meister,

„Mit Interesse und technischem Verständnis.‘“



zweimalige Vize-Weltmeister und Gewinner einer Silbermedaille bei den Olympischen Spielen von München 1972 im 4000-m-Mannschaftsverfolgungsfahren. Hier sein Rezept für die Jungen: „Indem ihr nach fleißigem Lernen in der Klasse eure wichtigste Aufgabe in regelmäßigem Training seht und bewußt

Fortsetzung Seite 58



Die Wappen der Volksmarine

Wappengestaltung und Text:
Fregattenkapitän Hans Beyer

Die Wappen wurden nach den Grundsätzen der Heraldik entworfen. Demnach erfolgt die Beschreibung vom Wappen aus, für den Betrachter also seitenverkehrt.



Volksmarine

Die Dienstflagge der Kampfschiffe bildet das Zentrum des Wappens. Der klare Anker symbolisiert die ständige Einsatzbereitschaft auf See. Der in den Schildhaupt gestellte Karl-Marx-Orden ist die höchste Auszeichnung. (Auf den übrigen Wappen ist dagegen über dem oberen Schildrand das Symbol der Volksmarine angebracht worden.)



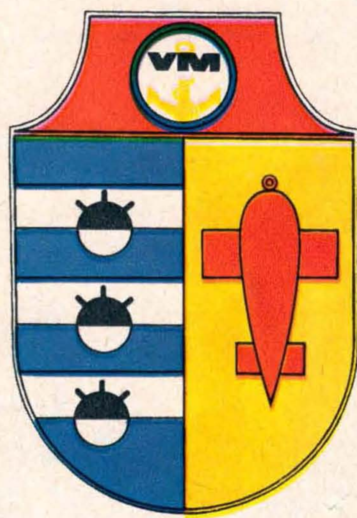
Raketen-Torpedokräfte

Der Mittelteil zeigt die Vorderansicht einer knapp über der Wasseroberfläche liegenden Flügelrakete, der darunter liegende blau-weiß gestreifte Balken ein Torpedo in Unterwasserlage.



Kampfschwimmer

Im rechten oberen Feld ist die Einsatzmöglichkeit vom Flugzeug oder Hubschrauber mit Fallschirm, im unteren Teil das eigentliche Tätigkeitsfeld der Kampfschwimmer – die glatte oder bewegte See – angedeutet. Links die Maschinenpistole als Waffe beim Kampf im gegnerischen Hinterland.



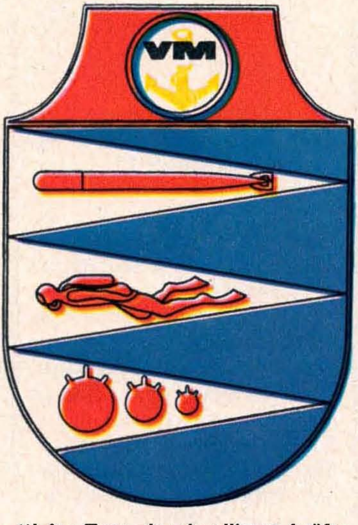
Räumkräfte

Das Wappen orientiert auf die Hauptaufgaben: Legen und Räumen von Minen. Das rechte Feld stellt eigene oder gegnerische Minen dar. Die gleiche Anordnung der Balken symbolisiert die Forderung nach hoher Genauigkeit beim Legen und Räumen. Links ist ein traditionelles Räumgerät einbezogen.



U-Jagdkräfte

Im oberen Teil sind U-Jagd-Torpedos und eine reaktive Wasserbombe als Hauptbewaffnung dargestellt. Der gelbe geknickte Balken symbolisiert als Pfeil die Richtung des Einsatzes dieser Bewaffnung. Einen durch Ortungsmittel ausgemachten Gegner verdeutlicht der flüchtende Hai.



Kleine Torpedoschnellbootskräfte

Torpedo, Kampfschwimmer und Minen weisen auf die Vielseitigkeit des Einsatzes von kleinen Torpedoschnellbooten hin. Die schmal gehaltenen blauen Seitenspitzen heben die hohe Geschwindigkeit und Schlagkraft dieser Schiffsgattung hervor.



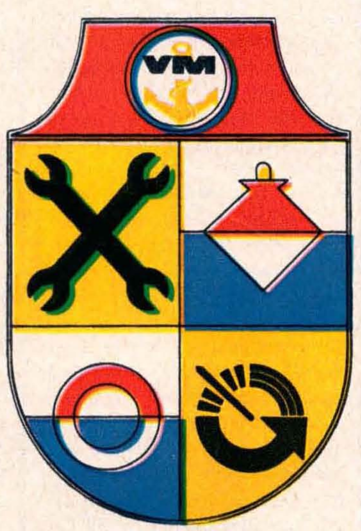
Hubschraubergeschwader

Im Zentrum sind die Rotorblätter eines Hubschraubers sowie ein Rettungsring zu sehen; letzterer weist auf Einsätze zur Seenotrettung hin. Vier Blitze symbolisieren Stärke und Durchschlagskraft der Bordwaffen, der spitze, in das Wasser weisende Pfeil den Einsatz zur Suche und Vernichtung von U-Booten.



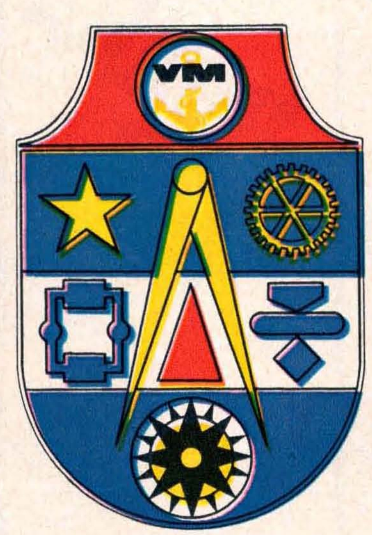
Landungskräfte

Gelbe Pfeile auf blauem Grund veranschaulichen den massierten Einsatz von Werfergeschossen zur Landungsunterstützung. Die Seitenspitze in der Wappenmitte kennzeichnet eine göffnete und in das Wasser hineinragende Landeklappe. Der Panzer orientiert auf die Hauptaufgabe bei der Zusammenarbeit mit den Landstreitkräften.



Rückwärtige Dienste

Im geviertelten Wappenschild sind die wichtigsten Aufgaben der Hilfsschiffe und Schiffe des Seehydrographischen Dienstes dargestellt. Zwei Schraubenschlüssel deuten auf die Hilfeleistung durch Reparaturen hin, die rot-weiße Tonne auf die Fahrwassermarkierung. Rechts unten charakterisiert ein im Wasser liegender Rettungsring die Seenotrettung und Bergung, das Regelsymbol daneben die Dienstleistungen auf See.



Lehreinrichtungen

Stellvertretend für alle Dienstlaufbahnen, die hier ausgebildet werden, stehen Stern und Zahnrad. Der Zirkel weist auf die hohen Genauigkeitsforderungen hin. Das rote Dreieck stellt ein stilisiertes taktisches Zeichen dar. Der rechts davon angeordnete Regelkreis sowie das gegenüberliegende Flußbild symbolisieren die ingenieurtechnischen Grundlagen — und die Kompaßrose die seemännische und navigatorische Ausbildung.



Was haben Coccothraustes, eine Gruppe finkenartiger Vögel, die auch als Kernbeißer bezeichnet werden, mit dem Territorialheer der BRD zu tun? Eine abwegige Frage? In der Bundeswehrgeneralität sieht man das anders. Beispielsweise der Befehlshaber des Territorialkommandos Süd in Heidelberg, Generalmajor Dr. Greiner. Die Soldaten des BRD-Territorialheeres, so schrieb er kürzlich, fürchteten, von denen des Feldheeres als „kleine grüne Kernbeißer" verspottet zu werden, andere würden darin „so eine Art letztes Aufgebot" sehen. Greiners Schlußfolgerung: „So mancher Offizier fürchtet bei seiner Versetzung zum Territorialheer glatt um seine Laufbahn."

Gewünschtes Bild: Rentnergruppe fürs Hinterland

Noch bis vor kurzem wären von den Herren im BRD-Verteidigungsministerium die Territorialstreitkräfte am liebsten als eine Schaufenstertruppe hingestellt worden, die zwar Uniformen anhabe, aber ja sooo ungefährlich sei. Das hat natürlich seinen politischen Hintergrund, der jedoch überhaupt nicht ungefährlich ist, wie die tatsächliche Entwicklung dieser Teilstreitkraft beweist.

Die Landstreitkräfte der Bundeswehr – dortzulande als Heer bezeichnet – setzen sich aus dem sogenannten Feldheer und aus dem Territorialheer zusammen. Das Feldheer, das sich in drei Armeekorps mit zwölf Divisionen und insgesamt 36 Brigaden gliedert, zählt rund 265000 Mann. Damit hat es den zahlenmäßig größten Anteil an der Bundeswehr, die insgesamt 495000 Soldaten umfaßt. Das Feldheer ist offiziell in die NATO einbezogen. Entsprechend der aggressiven Vorwärtsstrategie und ganz im Sinne des politischen Eroberungsauftrages soll es am NATO-Tag X gen Osten marschieren.

Das Territorialheer untersteht der „nationalen Befehlsgewalt" der BRD-Regierung. In Friedenszeiten umfaßt es rund 70000 Mann. Das erscheint wenig im Vergleich zum Feldheer. Im Kriegsfall jedoch wird es auf rund 350000 Mann verstärkt. Damit würden mehr Soldaten im Territorialheer kämpfen als das Feldheer derzeit hat! Und wofür oder wogegen? Der bundesdeutschen Öffentlichkeit wollen die Herren in Bonn weismachen, daß die Territorialstreitkräfte für den „Heimatschutz" da seien. Sie sollen, wenn es nach der BRD-Soldatenzeitschrift „Heer" (Ausgabe 6/82) ginge, „nicht an vorderster Front kämpfen, sondern ... das Hinterland sichern". Und: „Die Verteidigung lebens- und versorgungswichtiger Objekte von militärischer Bedeutung im rückwärtigen Raum der Bundesrepublik wie Brücken, Straßen, Eisenbahnstrecken, Fernmeldeeinrichtungen und Depots" sei ihr Auftrag. Das klingt so schön harmlos. Dieser Eindruck soll auch erweckt werden: Liebe Leute, unsere Soldaten aggressiv? Sie sichern doch nur unsere Fabriken im Land! Die erwähnte Soldatenzeitschrift gebrauchte 1981 sogar den Begriff „Papiertiger" für die Territorialstreitkräfte.

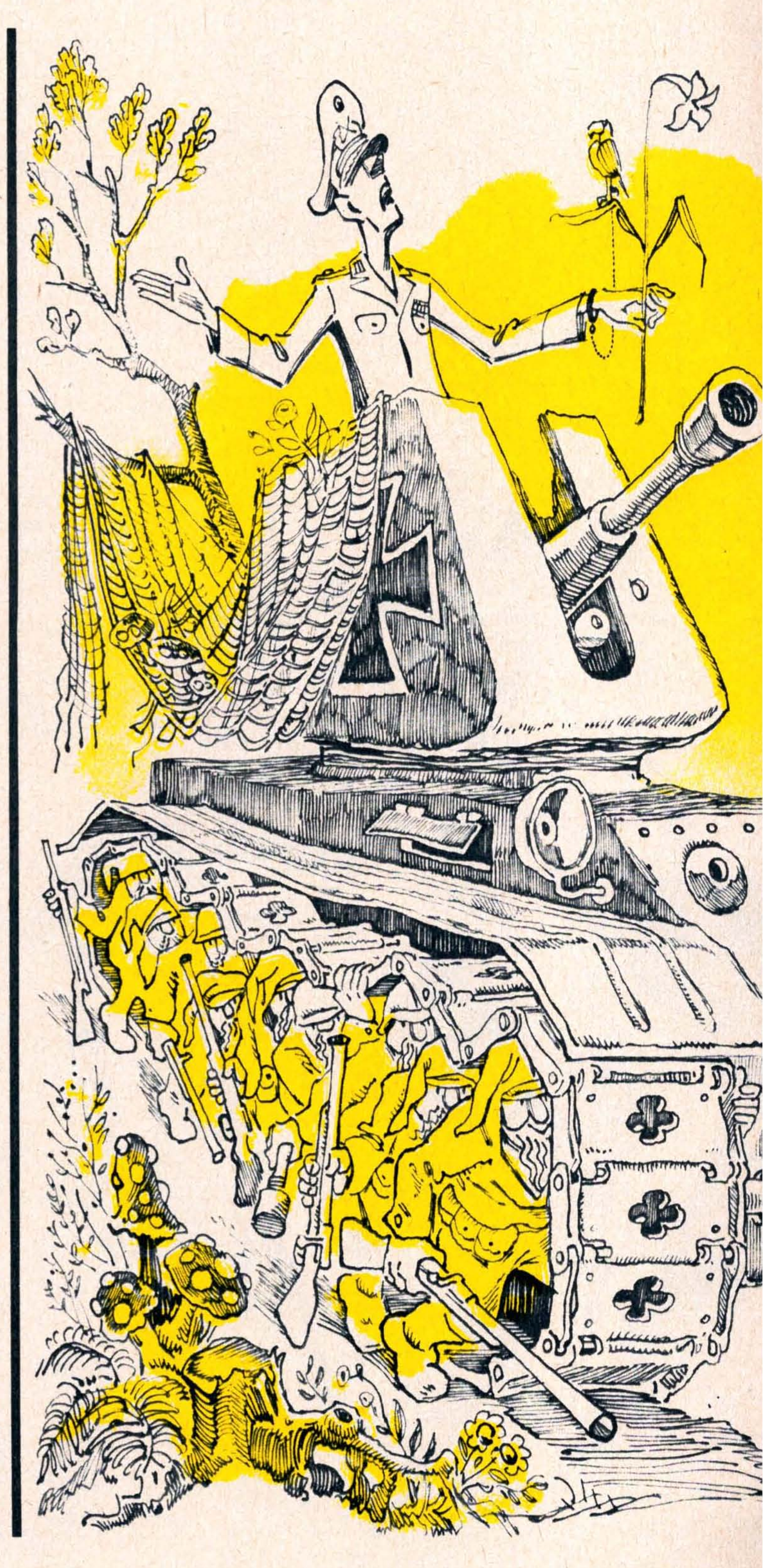
„Kleine grüne Kernbeißer" und „Papiertiger", also eine gefährlich aussehende Pappmaché-fratze, hinter der sich nichts verbirgt, für die Territorialstreitkräfte der BRD? Ergo: Eine Rentnertruppe fürs Hinterland, die in Bewaffnung und Ausbildung hinter dem großen Bruder Feldheer zurückbleibt? Oder doch nicht? Denn wir wissen ja, daß die Herren in den politischen und militärischen Führungsebenen an Rhein und Ruhr ganz groß sind im Erfinden gängiger Begriffe, die nur einen Nachteil haben: Sie entstellen den wah-

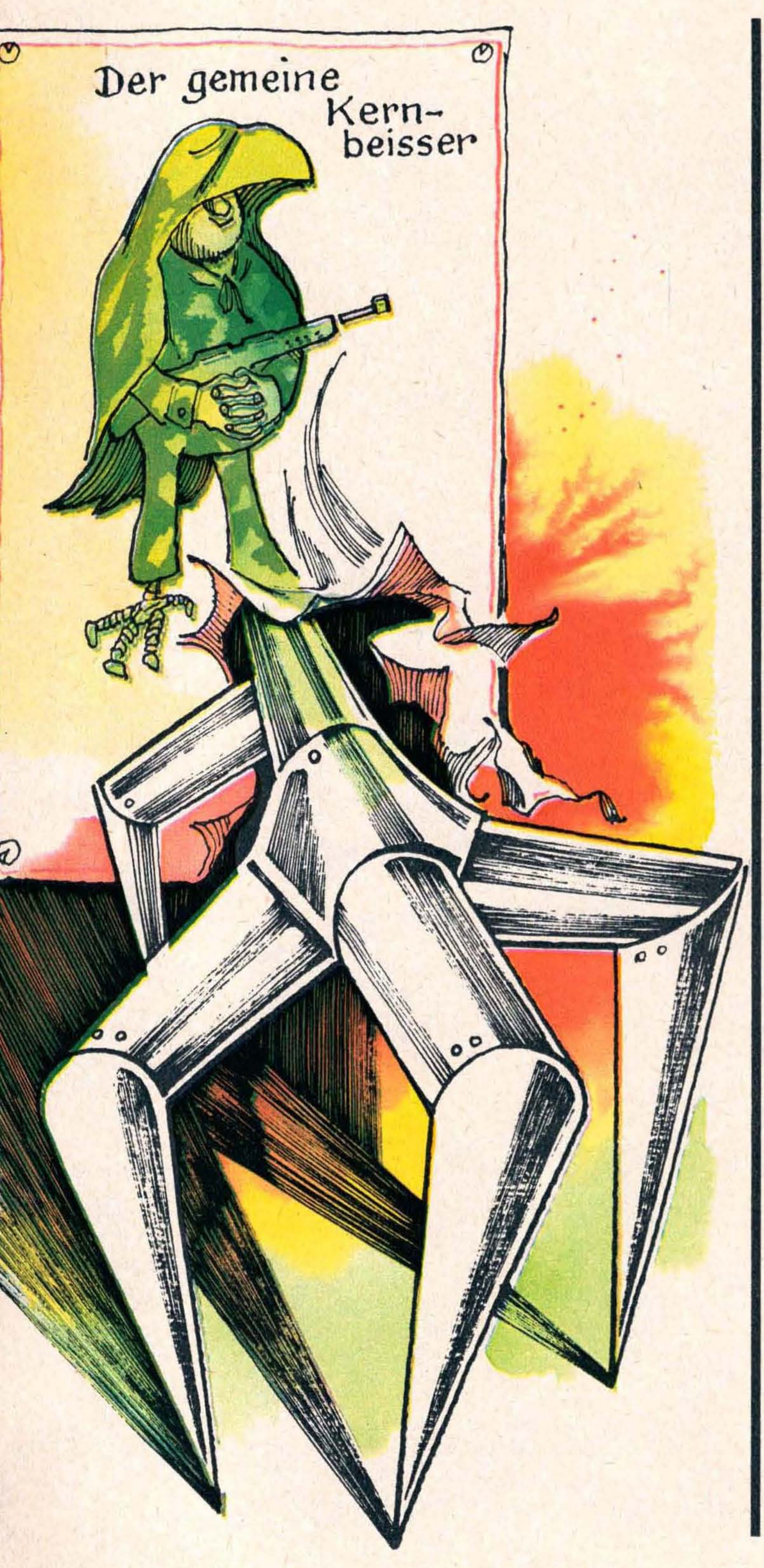
ren Sachverhalt. Und wie sieht dieser beim Territorialheer aus?

Von Anfang auf Angriff orientiert

Von „Heimatschutz" ist in den weitreichenden Plänen der Bundeswehrführung nicht mehr die Rede. Hinter den Kulissen wird eine ganz andere Sprache gesprochen. Das Territorialheer soll noch mehr auf Angriff getrimmt werden. Schon von Anfang an war es darauf orientiert. Begonnen hatte alles 1969/70. Im Zuge der sogenannten dritten Heeresstrukturreform wurde damals die zu keiner Teilstreitkraft gehörige und relativ selbständige „Territoriale Verteidigung" mit dem Heer vereinigt. Damit war der Anfang gemacht, die Kräfte und Mittel der Territorialstreitkräfte in die Angriffsgruppierungen des Feldheeres einzubauen.

1969 erfolgte bereits ein erster Test. Beim Manöver „Großer Rösselsprung" wurde ein neu aufgestelltes sogenanntes Heimatschutzkommando eingesetzt. Die damit gemachten Erfahrungen flossen in das Manöver „Starke Festung" ein, das ein Jahr später in der Lüneburger Heide stattfand. Ein umstrukturiertes Heimatschutzkommando übte den Angriff. Die reaktionäre BRD-Presse frohlockte. Das Springer-Blatt „Die Welt" schrieb am 25. Oktober 1970: „Das Kernstück, der Höhepunkt der Manöverserie zum Heimatschutz, war die Übung ‚Starke Festung', die Anfang September auf dem Truppenübungsplatz Bergen-Hohne unter Leitung des Kommandeurs der 1. Panzergrenadierdivision, Generalmajor Hildebrandt, stattfand. Sie bildete zwar zeitlich die Ouvertüre, war aber eigentlich Höhepunkt und ein bedeutsames Experiment. Denn: Nicht der typische, sondern der atypische Einsatz eines Heimatschutzkommandos





wurde geübt: Einsatz eines Heimatschutzkommandos zur Unterstützung des Feldheeres bei gefährlichen Krisenlagen..."
Angriffstraining, um das Hinterland zu sichern? Wir können es auch so sehen: Die Bezeichnung „Heimatschutzkommando" ist genauso zutreffend wie die Behauptung, daß der Vogel Strauß ein eleganter Gleiter sei.

Soviel Panzer wie vier NATO-Staaten zusammen

Rund zehn Jahre nach dem ersten Einschnitt erfolgte ab 1981 der zweite. In seinem Umfang übertrifft er jedoch den ersten bei weitem. Eingeleitet wurde er schon 1978, als in Washington auf dem NATO-Gipfel das Langzeitrüstungsprogramm angenommen worden ist. Was hat dieses Programm mit dem BRD-Territorialheer zu tun? Ziffer 8 des NATO-Hochrüstungsdokuments gibt eindeutig Auskunft. Dort steht: „Die Programme sind darauf angelegt, die nationalen Reservekräfte auf NATO-Norm zu bringen und eine Erhöhung und Verbesserung der operativen Einsatzbereitschaft bestimmter Reserveeinheiten anzustreben. Darüber hinaus wird eine Anzahl europäischer (NATO-) Länder auf längere Sicht die Aufstellung zusätzlicher Reservebrigaden in Erwägung ziehen. Dies würde ... zusätzliche Kampfeinheiten für die erste Verstärkung verfügbar machen."
Das war genau nach dem Geschmack der Bundeswehrführung. Auf der Grundlage von NATO-Richtlinien konnte nun das Territorialheer von seiner ursprünglichen Rolle als Ersatzheer in eine direkte Reservearmee für den NATO-Tag X umfunktioniert werden. Seit zwei Jahren wird es umformiert, modernisiert, aufgerüstet – und das in einem Maße, das alles Gerede von den armen „kleinen grünen

Kernbeißern" Lügen straft. 1985 soll dieser Prozeß, für den die „Heeresstruktur vier" den Rahmen bildet, im Territorialheer abgeschlossen sein. Im Feldheer wurde die Umstrukturierung bereits Ende 1981 im wesentlichen abgeschlossen. Fazit: die Kampfkraft ist gewachsen. Das gleiche soll im Territorialheer erreicht werden.
Vordergründig änderte sich der Name. Aus den Heimatschutzkommandos wurden Heimatschutzbrigaden. Doch mehr als der Name ändert sich das Wesentliche: Struktur und Ausstattungsgrad. Schwere Waffen aus dem Feldheer werden dem Territorialheer zugeführt. Damit werden die sechs neuen Heimatschutzbrigaden mit teilweise aktivem Personalbestand – weiterhin sind noch sechs sogenannte Geräteeinheiten geplant, wo Waffen und Geräte für die mobilisierten Reservisten für den Kriegsfall bereitstehen – in ihrer Kampfkraft den Panzergrenadierbrigaden des Feldheeres angepaßt. Zu diesen Waffensystemen gehören beispielsweise Kampfpanzer des Typs M-48 A2 mit 90-mm-Kanone und später die Typen M-48 A5 und Leopard 1 mit 105-mm-Kanone, Kanonenjagdpanzer 90 mm, Feldhaubitzen 105 mm, Panzerabwehrlenkraketen Milan, Pioniergerät zum Verlegen von Minensperren und zur Forcierung von Wasserhindernissen. Wenn der gesamte Umrüstungsprozeß abgeschlossen ist, befinden sich in den 18 Panzerbataillonen des Territorialheeres 738 Kampfpanzer. Das sind annähernd so viel Panzer wie in drei Panzerdivisionen (je 274 Kampfpanzer) des Feldheeres. Oder: Das sind nur vier Panzer weniger als Belgien, Dänemark, Norwegen und Portugal zusammen haben. Und diese Panzermasse wird für den „Heimatschutz" im Hinterland gebraucht? Wer soll das glauben? Nicht mal alle Bundeswehrgenerale. Brigadegeneral Dr. Uhle-Wettler zum Beispiel hat in seinem Buch „Gefechtsfeld Europa" geschrieben, daß Panzer in der dichtbesiedelten BRD kaum einsetzbar seien. Und: „Nur ein Angreifer muß heute seine Kampftruppe vollkommen mechanisieren."

„Heimatschutz" auf fremdem Territorium?

Die Panzerzuführung geht weiter. Unverhohlen freute sich der Kommandeur der neugebildeten Heimatschutzbrigade 51 (früher Heimatschutzkommando 13), Oberst Czerwensky, über diese Entwicklung. Die neue Heimatschutzbrigade werde „kampfkräftiger, besser führbar, beweglicher und vielseitiger einsetzbar (!) sein als das Heimatschutzkommando 13". Er ging sogar noch weiter: „In Zukunft wird für uns nicht mehr die Verteidigung aus Stellungen heraus im Mittelpunkt stehen, sondern die Verteidigung durch Angriff..." Das entspricht genau dem aggressiven Wesen der NATO-Vorwärtsstrategie, die heuchlerisch als „Vorneverteidigung" bezeichnet wird. Und wo soll „vorne verteidigt" werden? Vielleicht am Neman, dem Fluß nahe der polnisch-sowjetischen Grenze? Das entspricht der im BRD-Grundgesetz enthaltenen revanchistischen Position von einem Deutschland in den Grenzen von 1937.
Das ist nur eine Seite der erhöhten Aggressionsfähigkeit. Die andere ist der wesentliche höhere Auffüllungsgrad. Hatten die bisherigen Heimatschutzkommandos einen solchen von 25 Prozent ihrer Kriegsstärke, so werden die neuformierten und hochgerüsteten Heimatschutzbrigaden einen zwischen 85 Prozent und 52 Prozent haben! Sie erhalten auch die NATO-Einsatzbereitschaftsstufe B1. Das heißt, in höchstens 48 Stunden haben sie kriegsbereit zu sein...
Vor dem Hintergrund eines solchen Prozesses war es eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis die bis dato kaum sichtbaren Fäden zur NATO offizielle Verbindungslinien wurden. Am 6. Mai vergangenen Jahres war es soweit: Die sechs kampfstarken Heimatschutzbrigaden wurden unter NATO-Kommando gestellt! Damit erfülle die BRD, wie die USA-Nachrichtenagentur AP am gleichen Tage berichtete, „wesentliche Verpflichtungen" aus dem NATO-Langzeitrüstungsprogramm...
Sozusagen per Unterschrift verfügt damit der imperialistische Hauptkriegspakt praktisch über zwei Bundeswehrdivisionen mehr. Oder anders ausgedrückt: Aus den ehemals 36 NATO-Brigaden der Bundeswehr wurden 42! Das geschah zur gleichen Zeit, da in Wien über die Begrenzung und Reduzierung von Streitkräften und Rüstungen in Mitteleuropa verhandelt wird. Wahrlich, ein feiner Beitrag der BRD!
Wollte man westlichen Phantasten glauben, so kamen „The little green men", die „kleinen grünen Männer", irgendwoher aus dem Weltraum auf unsere Erde. Aber keiner weiß so recht woher und was sie wollten. Die „kleinen grünen Kernbeißer" jedoch sind recht irdischen Ursprungs. Und auch ihre Bestimmung ist nicht unbekannt. Denn in der Kriegsstruktur der Heimatschutzbrigaden gibt es „Besatzungskommandanturen"! Wozu aber braucht man diese beim „Heimatschutz"? Denn – und das gebietet doch wohl jede Logik – besetzt kann nur werden, was erobert worden ist.
Oder sollte diese Logik in den Augen der Bundeswehrführung nicht für die armen „kleinen grünen Kernbeißer" gelten?

Text: Rainer Ruthe
Karikaturen: Peter Dittrich

Filzlatsch

Das war der erste Eindruck, den die Fahrlehrer an der Militärtechnischen Schule „Erich Habersaath" vom neuen Fahrausbildungs-„panzer" hatten. Und so gaben sie ihm diesen etwas salopp klingenden Namen.

Doch wie so oft erwies sich dieser erste Eindruck als trügerisch. Und das schon nach den ersten Fahrkilometern im Gelände. Der FAP 500U, so die Typenbezeichnung des in der DDR entwickelten Lehrfahrzeuges, kann nämlich für die meisten Panzerfahrübungen auf der Fahrschulstrecke eingesetzt werden.

Das Ausbildungsfahrzeug weist annähernd die gleichen Fahreigenschaften auf wie der mittlere Panzer T-55, der bisher für den praktischen Fahrunterricht verwendet wurde. Hier wie dort sitzt der Fahrschüler links im Bug. Er findet alle Geräte, Hebel und Pedale so vor wie im Gefechtsfahrzeug.

Der Viertakt-Dieselmotor ist im Heck der von der sowjetischen Fla-SFL ZSU-57-2 übernommenen Wanne untergebracht. Er hat 12 Zylinder und arbeitet mit direkter Strahleinspritzung. Die von ihm bei 1 800 U/min geleisteten 257,2 kW werden genau wie bei den Panzern auf die hinten liegenden Antriebsräder des Gleiskettenlaufwerkes übertragen. Jede der beiden über vier Laufrollen geführten Gleisketten besteht aus 90 durch Gummimetallgelenke verbundenen Kettengliedern.

Daß der FAP 500U mit seiner Masse von 20 Tonnen im Vergleich zum T-55 fast um die Hälfte leichter ist, liegt unter anderem daran, daß die Wanne leichter ist und daß er anstelle des SFL-Turmes eine zweisitzige Kabine aus glasfaserverstärktem Plastwerkstoff erhielt. Somit konnte auch der Panzermotor in der Leistung gedrosselt werden. Das Ergebnis: Die Fahrausbildung mit dem FAP 500U beansprucht halb soviel Kraftstoff, wie vom Gefechtsfahrzeug verbraucht würde.

Wesentlich verbesserten sich auch die Arbeitsbedingungen für den Fahrlehrer. Denn bei der Ausbildung mit dem Panzer stand er auf dem Kommandantensitz, kontrollierte die Fahrt aus der geöff-



neten Turmluke und war nur über das Bordsprechnetz mit seinem Schüler verbunden.

Hier aber haben er und noch ein zweiter Fahrschüler Platz in der vor Staub und Wetter schützenden Kabine. Sie hat über den Sitzen zwei verriegelbare Einstiegluken mit je 50 Zentimeter Durchmesser. Acht Fenster aus 3-Schichten-Sicherheitsglas gewähren dem Fahrlehrer eine gute Rundumsicht. Für die Nachtfahrausbildung steht ihm ein Nachtsichtgerät und ein Infrarotscheinwerfer, den er selbst einrichten kann, zur Verfügung. Auf dem Armaturenbrett vor dem links in der Kabine sitzenden Fahrlehrer sind noch einmal alle Überwachungsgeräte für das Triebwerk, wie sie auch der Fahrschüler zu beobachten und abzulesen hat, untergebracht. Dabei wurde auch für Havariefälle vorgesorgt. Übersieht der Auszubildende beispielsweise, daß der Schmierstoffdruck abfällt und handelt nicht sofort richtig, kann der Fahrlehrer von seinem Platz aus den Motor abstellen. Dazu braucht er nur einen Druckknopf zu betätigen. So kann er ein reparaturaufwendiges Festfahren des Motors rechtzeitig verhindern.

Ein Meßgerät zeigt die während der Fahrt durch den Schüler zugelassene Vertikalbeschleunigung an, gibt exakt Auskunft darüber, wie es der Fahrschüler versteht, Unebenheiten der Fahrstrecke durch zweckmäßige Lenkmanöver auszugleichen.

Der FAP 500U kippt zwar aus Schräglagen bis 30 Grad wieder zurück auf seine Ketten. Aber sollte es doch einmal passieren, daß er gänzlich umkippt, bewahren die Dreipunkt-Sicherheitsgurte Fahrlehrer und Fahrschüler in der Kabine vor ernsten Verletzungen. Der eingesetzte Stahlrohrrahmen ist als Überrollbügel ausgelegt und garantiert zusätzliche Sicherheit.

Neben den guten Bedingungen, die der Fahrlehrer in diesem Ausbildungsfahrzeug vorfindet, wie Kabinenheizung und die bequemen verstellbaren LKW-Sitze, gefällt Fähnrich Dieter Teichert, seit 10 Jahren Fahrlehrer, wie einfach der FAP 500U zu warten und wenn nötig zu reparieren ist. „So, wie ihn die Kollegen gebaut haben, kommt man überall gut ran. Denn bei der Panzerfahrausbildung wird ja nicht nur gefahren. Die Panzerfahrer müssen später auch kleine Reparaturen selbst erledigen können. Wir Fahrlehrer kommen jedenfalls mit unserem ‚Filzlatsch' gut zurecht. Und wie es die ersten Ausbildungsstunden gezeigt haben, auch die Genossen, denen wir das Einmaleins des Panzerfahrens beibringen."

Text: Major Ulrich Fink
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer



Fahrausbildungspanzer FAP 500U

Masse	20 Tonnen
Länge	6220 mm
Höhe	2340 mm
Breite	3270 mm
Spurbreite	2640 mm
Höchstgeschwindigkeit	50 km/h
Im Gelände:	
mittlere Geschwindigkeit	25–30 km/h
Steigungswinkel	30 Grad
Kletterfähigkeit	0,8 m
Überschreitfähigkeit	2,7 m
Watfähigkeit	1,4 m
Bodenfreiheit	450 mm
spezifischer Bodendruck	0,45 kp/cm²
Kraftstoffverbrauch	2,8–3,0 l/km
Fahrbereich	300–320 km
Besatzung	3 Mann



Burglind Niemann, Operateur für Datenverarbeitung, Leiterin des Schreibzimmers im Stab der Militärtechnischen Schule „Erich Habersaath", inzwischen zum Unterfeldwebel befördert

Diese Uniform ...

... steht mir, meinen Sie? Danke, das freut mich. Wenn ich ehrlich sein darf – mir gefällt sie auch, ich trag' sie gern. Was sich meine Vorgesetzten nicht vorstellen konnten, als ich mich dazu entschloß. Waren sie es doch gewöhnt, mich jeden Morgen „verwandelt" zu sehen – als modebewußte, auf nettes Äußeres bedachte Frau. Aber mein Entschluß stand fest, und ich habe ihn nicht bereut. Ich find' mich schick im Steingrau unserer Armee und darin auch zurecht. Obwohl mir – Sie mögen darüber lächeln – beim gelegentlichen Üben mit Handgranaten angst und bange werden könnte. Doch mit der Pistole vermag ich durchaus besser umzugehen; ich treffe ins Schwarze.

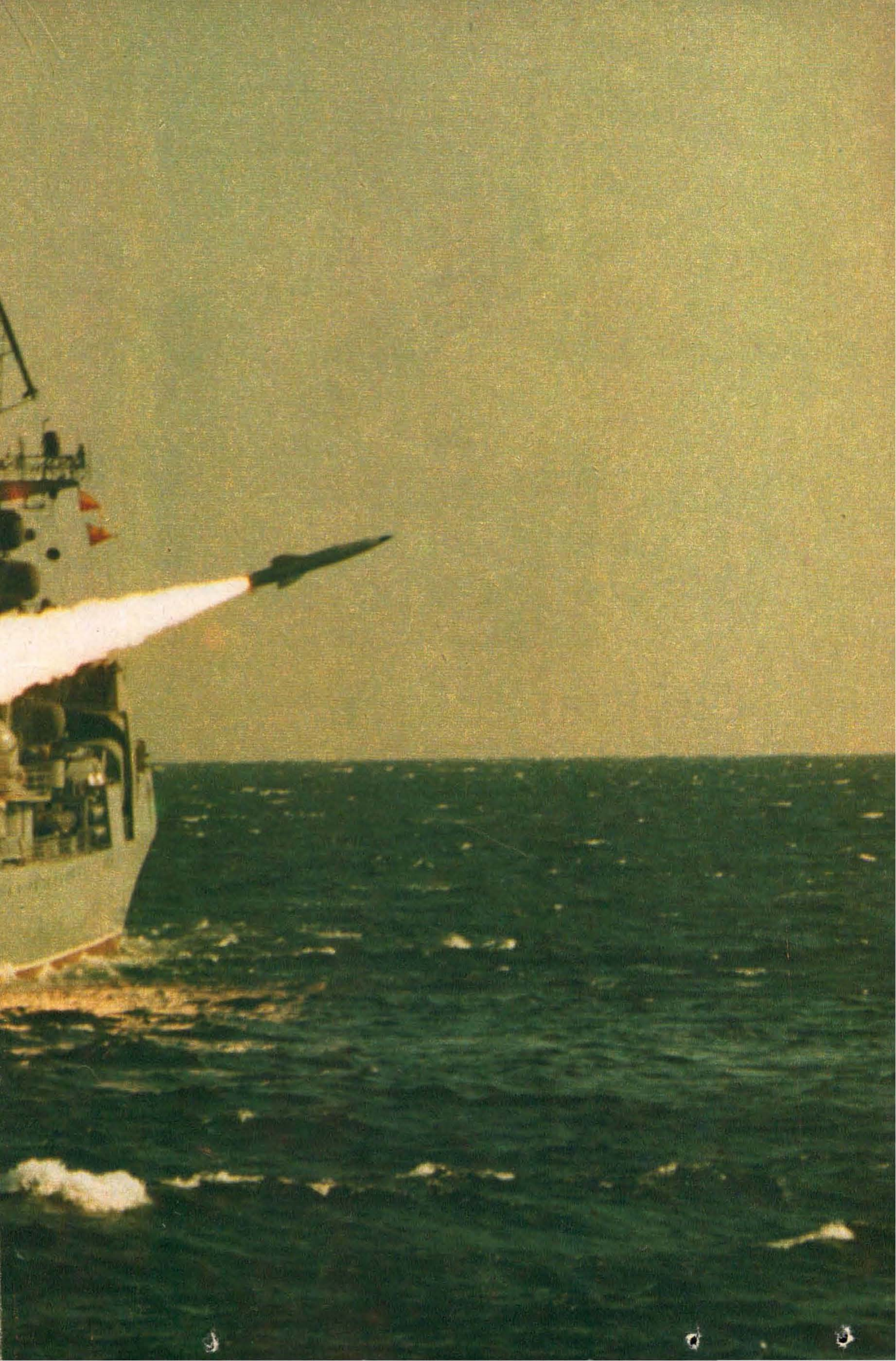
Daß ich Unteroffizier geworden bin, hat etwas mit meinem Vater zu tun und mit unserer Familie. Er ist Fähnrich, feierte im vorigen Jahr sein dreißigjähriges Dienstjubiläum. Und den Eltern fehlte es an einem Jungen. Spaßeshalber wurde deshalb manchmal geunkt: Wenn Vater in die Reserve geht, braucht er einen Nachfolger. Nun hat er „ihn". Wenn auch nur noch besuchsweise, denn ich besitze längst einen eigenen Haushalt.

Hans-Jürgen, mein Mann, ist Leutnant. Unsere Kinder, die zehnjährige Mandy und ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Thomas, machen uns viel Freude. Nicht, weil unser Kleiner unbedingt mal Panzerfahrer werden möchte, sondern weil beide sozusagen „prächtig einschlagen". Da fällt mir der vorletzte Winter ein, als die Thälmann-Pioniere dazu aufriefen, den Kindern im polnischen Bruderland Weihnachtsfreude zu bereiten. Und wie flink, mit welch glänzenden Augen sie dafür sorgten. Sie wissen heute schon aus ihrer Sicht, was Solidarität vermag. Sie lernen fleißig in der Schule, gehen uns daheim zur Hand. Und wir möchten alles tun, damit aus unseren kleinen einmal große, anständig erzogene und fürs Leben brauchbare Menschen werden. Und lieben sollen sie dürfen und auch gesunde Kinder haben in einer friedlichen Welt! Ein Grund mehr – für mich der wichtigste, in dieser Uniform „meinen Mann" zu stehen. Gefechtsbereit wie die Genossen an meiner Seite.

Notiert von Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Manfred Uhlenhut




ar







Soldaten führen - Technik meistern

Ob sie eine Startrampenbedienung führen oder Munition verwalten, Flugzeuge mit Treibstoff versorgen oder Schiffsbewaffnung instandhalten, immer haben sie Soldaten zu führen und Technik zu meistern, die Berufsunteroffiziere der NVA.

Berufsunteroffizier der NVA – das heißt, an moderner Militärtechnik zu arbeiten; das heißt, Soldaten politisch zu erziehen, militärisch auszubilden und mit ihnen ein verschworenes Kampfkollektiv zu werden.

Berufsunteroffizier der NVA – das wirst du durch eine gründliche theoretische und praktische Ausbildung, die mit der Meisterqualifikation abschließt.

Berufsunteroffizier der NVA – das ist ein militärischer Meisterberuf, ein Beruf für junge Männer, die etwas leisten wollen beim zuverlässigen militärischen Schutz des Sozialismus. Ein Beruf für dich!

Bewirb dich für den Unteroffiziersberuf!
Deine Leistung hat Gewicht, du bist ein Meister in Uniform. Du, ein Berufsunteroffizier der NVA.

Informiere dich beim Wehrkreiskommando, beim Beauftragten für Nachwuchssicherung an deiner Schule oder im Berufsberatungszentrum!

ar **Waffensammlung**

Strahltrainer

Bis zum Beginn der 50er Jahre waren die Luftstreitkräfte der UdSSR fast vollständig mit strahlgetriebenen Jagd-, Jagdbomben-, Bomben- und Aufklärungsflugzeugen ausgerüstet. In den folgenden Jahren lösten auch in den Luftstreitkräften der anderen sozialistischen Armeen Kampfflugzeuge mit Turbinenluftstrahltriebwerken die Maschinen mit Luftschraubenantrieb ab.
Bereits bei den kolbenmotorgetriebenen Kampfmaschinen war man nicht ohne Übungs- und Trainingsflugzeuge – beispielsweise doppelsitzigen Jägern – ausgekommen. Also griffen die sowjetischen Konstrukteure und Praktiker der Luftstreitkräfte wiederum auf dieses bewährte Prinzip zurück, indem sie auch von den neuen Strahlmaschinen Trainingsversionen ableiteten. Man verlängerte dazu bei den Jagdflugzeugen die Kabine und nahm die entsprechenden Umrüstungen vor. So entstanden die Strahltrainer MiG-9Uti, Jak-15Uti und La-15Uti (Uti – Abkürzung für Schul- und Übungsjagdflugzeug). Auch bei Bombern wendete man dieses Prinzip an, so bei der Il-28, die eine zweite Kabine für den Fluglehrer erhielt. Bei Bombern mit Doppelsteuerung wie der Tu-16 war es natürlich weniger aufwendig, Schulmaschinen abzuleiten. Aus jener Zeit des Überganges auf Flugzeuge mit Strahlantrieb ist auch die Jak-23D.C. bekannt, eine in der SR Rumänien entstandene Schulmaschine, deren Grundlage Jakowlews einsitziger Jäger Jak-23 war.
Alle diese Flugzeuge erlangten jedoch nicht die Bedeutung der MiG-15Uti. Weit über 20 Jahre hinweg half sie jungen Flugzeugführern, den Schritt vom kolbengetriebenen Anfangsschulflugzeug auf den Strahljäger zu gehen. Mit der in einigen Ländern noch heute geflogenen MiG-15Uti war es möglich, das Abfangen von Luftzielen ebenso zu trainieren wie das Bekämpfen von Erd- und Luftzielen mit Bomben, Raketen oder Rohrwaffen – je nach Lage und Aufgabe.
Die aus Kampfflugzeugen abgeleiteten Strahltrainer waren sehr gut dazu geeignet, bereits ausgebildeten Flugzeugführern den Übergang auf einen anderen Kampfflugzeugtyp zu erleichtern. Sie erlaubten es, Piloten durch dazu berechtigte Instrukteure nach einer Ausbildungsetappe zu überprüfen und den Übergang zur nächsthöheren zu schaffen oder nach längeren Flugpausen wieder zum Fliegen zuzulassen. Doch für die Anfängerausbildung waren sie zu kompliziert und letztendlich auch nicht ökonomisch. Wozu mußte beispielsweise ein Flugzeug für die fliegerische Grundausbildung ein so leistungsfähiges Strahltriebwerk haben, wie die Kampfmaschine? Neben anderen Kosten bringt das ja einen hohen Kraftstoffverbrauch mit sich. Neben diesen gab es noch eine Vielzahl anderer Gründe – psychologische, steuertechnische, taktische und nicht zuletzt militärökonomische –, welche die Fachleute zum Entschluß führten: Es werden spezielle Strahltrainer für die Anfängerausbildung geschaffen.
Als Vorteil versprach man sich neben der günstigeren ökonomischen Seite einen Zeitgewinn im Flugausbildungsprogramm sowie einen vereinfachten Übergang auf das Kampfflugzeug. Allgemein war man sich auf Grund der Erfahrungen mit den ersten zweisitzigen Strahlflugzeugen (heute oft auch als Kampftrainer bezeichnet, da sie sich auch für den Gefechtsfall verwenden ließen) darüber einig, wie etwa ein solcher Strahltrainer beschaffen sein mußte: Für die Aufgaben der Anfängerausbildung mußte er leicht zu fliegen sein, sich einfach warten lassen und natürlich höchste Anforderungen an die Flugsicherheit erfüllen. Damit ein möglichst großes Einsatzspektrum gesichert war, sollte sich ein solches Flugzeug ebenfalls für die Navigationsausbildung eignen und Schlechtwetterflüge ebenso erlauben wie Manöver des höheren Kunstfluges. Die Ausrüstung mußte auch Aufklärungsaufgaben gewährleisten sowie Flüge mit Foto-MG oder Bombenwurf-, Erd- sowie Luftschießübungen zulassen. Das Fahrwerk sollte harte Landungen vertragen. Den oft ruckartigen Steuerbewegungen der Flugschüler gegenüber sollte sich das Schulfugzeug „lammfromm" benehmen.
Insgesamt konnte die Flugzeugmasse unter der eines Kampfflugzeuges liegen, womit sich geringere Forderungen an das Triebwerk (was Geschwindigkeit und Steigvermögen, keineswegs die Sicherheit betrifft) ergaben. Natürlich waren die Konstrukteure wie bei jedem anderen Flugzeugtyp auch bei den Strahltrainern der ersten Generation – wie sie heute heißen – zu Kompromissen gezwungen. Weil auf diesem Gebiet noch keine praktischen Erfahrungen vorlagen, schufen drei sozialistische Länder jeweils einen Strahltrainer: In der UdSSR entstand im Jakowlew-Kollektiv die Jak-30 (einsitzige Ausführung Jak-32), in der VR Polen schuf eine von Tadeusz Soltyk geleitete Gruppe die TS-11 „Iskra" und in der ČSSR projektierte man nach den gleichen Richtlinien die L-29 „Delfin".
Unter der Leitung von Oberst J. A. Antipow, Held der Sowjetunion und Verdienter Testpilot der UdSSR sowie langjähriger Versuchsflieger bei Mikojan, wurden im Sommer 1961 die Prototypen aller drei Muster in Monino bei Moskau einem Vergleichsfliegen unterzogen. Alle Maschinen wurden nach vorgegebenen Kriterien bewertet, wobei die L-29 das beste Ergebnis erzielte. Beispielsweise zeigte sie die besten Langsamflug- und Landeeigenschaften. Noch im gleichen Jahr ging die Maschine in die Serienproduktion. Rund 1000 L-29 verließen bereits in den ersten vier Produktionsjahren die Montagebänder. Bis zum



MiG-9

MiG-15Uti

L-39 „Albatros"

Jak-28U

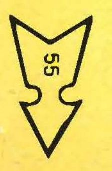
TS-11 „Iskra"

„Galeb"



MiG-25U

1 – Funkmeßradar
2 – Elektronikblock
3 – 1. Flugzeugführerkabine
4 – Kabine des Instrukteurs
5 – Waffenträger
6 – Lufteinlauf
7 – linkes Triebwerk
8 – Bremsschirmbehälter
9 – Seitenleitwerk
10 – Stabilisator



Auslaufen der Produktion im Jahre 1973 sind insgesamt 3600 L-29 gebaut worden.
Vergleicht man einmal einige Parameter von L-29 und MiG-15Uti, so zeigt sich bei dem tschechoslowakischen Strahltrainer eine geringere Geschwindigkeit und Reichweite, aber auch eine wesentlich kleinere Triebwerkleistung. Die Parameter waren jedoch für die Anfängerausbildung völlig ausreichend, der Kraftstoffverbrauch lag weitaus niedriger. Zudem ergaben sich hinsichtlich Ersatzteilbedarf, Wartung und Reparatur weniger Kosten. Nach den ersten Erfahrungen mit der L-29 „Delfin" ging man nach und nach davon ab, die Flugschüler in den militärischen Fliegerschulen zunächst auf Kolbenmotorflugzeugen fliegen zu lassen. Vielmehr bestätigte die L-29 in langjähriger Praxis ihr Vermögen, für die Anfängerausbildung verwendet zu werden. In anderen Ländern bestätigten das die Erfahrungen mit ähnlichen Flugzeugtypen.
Rein äußerlich weisen die modernen Strahltrainer für die Anfängerausbildung gleiche konstruktive Merkmale auf. Die Tragflügel der meist als Mittel- oder Tiefdecker gebauten Flugzeuge sind ungepfeilt. Das Leitwerk ist einfach gehalten. Äußerlich unterscheiden sich die Maschinen hauptsächlich in der Form der Rümpfe und Lufteinläufe, in den Aufhängevorrichtungen für Bomben, Raketen und Zusatzbehälter sowie durch die Unterbringung ständiger oder auswechselbarer Bordwaffen.
Nach den Erfahrungen mit dem Strahltrainer L-29 und dem dazu gehörenden Flugsimulator TL-29 erteilte der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) der ČSSR-Luftfahrtindustrie den Entwicklungsauftrag für ein Nachfolgemuster der L-29. Eine gemeinsame sowjetisch-tschechoslowakische Kommission faßte dazu eine Reihe von Beschlüssen, die im Endergebnis zum „System 39" führten. Dieses neue Ausbildungssystem besteht neben dem Strahltrainer L-39 „Albatros" aus dem Flugsimulator TL-39, dem Katapultiertrainingsgerät NKTL-39 sowie der in einem Kleinbus untergebrachten Kontrollapparatur KL-39. Chefkonstrukteur und Leiter des Entwicklungskollektivs war Jan Vlcek, der bereits an der L-29 mitgearbeitet hatte. Der Prototyp L-39 X02 startete am 4. November 1968 zum Erstflug, und nach umfangreichen Erprobungen lief zu Beginn des Jahres 1974 die Serienproduktion an. Inzwischen haben die L-39 in der sozialistischen Verteidigungskoalition, so auch in der NVA, die L-29 ersetzt und sich in der Praxis bestens bewährt.
Die VR Polen hatte sich nicht für die Typen L-29/L-39 entschieden, sondern die TS-11 in Serie gebaut und weiterentwickelt. Bei wenig äußerlichen Veränderungen (Triebwerk MO-10, 7,8 kN, Serie ab 1962) sind der ersten Version mehrere Ausführungen mit stärkerem Triebwerk und veränderter Bewaffnung gefolgt: Ab 1967 Triebwerk SO-1 (9,8 kN), ab 1968 „Iskra bis B" (SO-3, 10,8 kN), ab 1972 einsitziger Jagdbomber „Iskra 200BR", danach Schul-Aufklärer „Iskra bis D" und Aufklärer „Iskra bis C" (ab 1975). 50 TS-11 sind nach Indien exportiert worden.
Etwa zur gleichen Zeit wie die Jak-30, L-29 und TS-11 ist in Jugoslawien der Strahltrainer Soko G-2A „Galeb" entwickelt worden. Der Prototyp absolvierte im Mai 1961 seinen Erstflug, und die Serienproduktion lief bis 1972.
Die Konstrukteure legten bei den Strahltrainern Wert darauf, daß sie in einem gewissen Umfang bei Notwendigkeit Gefechtsaufgaben übernehmen können.
Die Entwicklung von speziellen Strahltrainern hat allerdings nicht dazu geführt, von Kampfmaschinen keine Übungsversionen mehr abzuleiten. So gibt es von dem Jagdbomber Su-7 ebenso doppelsitzige Trainer wie von den Jagdflugzeugen MiG-21, 23 und 25. Sie haben den Vorteil, daß sich die Besatzungen schneller mit dem entsprechenden neuen Typ vertraut machen können.

Text: Oberstleutnant Wilfried Kopenhagen
Illustration: Heinz Rode

	Land	Serienbau	Triebwerk kN	Länge m	Spannweite m	Höhe m	Abflugmasse kg	V max km/h	Gipfelhöhe m	Flugweite km	Bewaffnung
MiG-9Uti	UdSSR	1946	2×RD-20/21 2×7,8/9,8	9,75	10,00	3,25	5100	911	13500	1100	1×37 mm 1×23 mm
MiG-15Uti	UdSSR	1950	RD-45F 22,2	10,10	10,10	3,40	4850	1010	14800	1340	1×12,7 mm 1×23 mm
Jak-30	UdSSR	–	T-29 7,8	10,5	9,75	3,66	2250	765	14500	1000	–
TS-11	VR Polen	1962/63	MO-10 7,8	11,2	10,06	3,50	3800	720	11000	1460	1×23 mm
L-29	ČSSR	1962	M-701/C 8,7	10,8	10,3	3,13	3280	650	11000	600 900	Raketen
G-2A	SFRJ	1963	Viper 11MK 11,1	10,4	10,4	3,3	3710	812	10000	1250	2 MG
L-39	ČSSR	1974	AI-25TL	12,32	9,46	4,72	4400	755	11500	800	Raketen Bomben Kanone



Die Nachwuchs-Sängerin

Anett Navall

Bild: Günter Gueffroy

 Fortsetzung von Seite 39

versucht, die Forderungen eures Trainers zu erfüllen." Nüchterne Weisung eines gestrengen Pädagogen? „Wer etwas werden will", versetzt der Verdiente Meister des Sports, „der muß sich frühzeitig an ernsthaftes Arbeiten gewöhnen und Leistungswillen entwickeln. Dazu gehört durchaus ein bißchen Strenge. Aber ich bin auch ein kompromißbereiter Verbündeter meiner Sportler. Weder in ihrem noch in anderen Altersbereichen genügt es, ein ‚Nur-Trainer' zu sein." – „Wir müssen den Kindern beispielsweise zugestehen", meint Oberfeldwebel Pontow, „daß sie sich nicht zerreißen können. Steht auf dem Freizeit-Stundenplan einiger neben dem Training auch noch ein Englisch-Kurs, organisieren wir eben nach siebzehn Uhr für sie ein Sondertraining. Wir sind da nicht pingelig."

● ● ●

Lars Netzebands anfängliche Sorge, er müsse sich selbst ein teures Rennrad zulegen, war unbegründet. Jeder TZ-Sportler erhält eins umsonst. Auf ihm schrubbt er schnell wie der Wind Kilometer um Kilometer über Beton und Kopfsteinpflaster, durch Sand und Schneematsch. Das nagt am Gerät, die „Defekthexe" kichert und zwingt die Jungen oft zur Selbsthilfe. Doch weil jene nicht faul sind und das Rad ihr liebstes Spielzeug ist, wird nicht gezaudert, sondern gebastelt. Ob das immer gut geht?

„Wir passen da auf", meint Genosse Richter, „und beugen vor. Unseren Kindern erklären wir die technischen Zusammenhänge der Baugruppen und lassen sie viele Kleinreparaturen selbständig ausführen. Unsere gut eingerichtete Werkstatt samt Werkzeug steht ihnen zur Verfügung. Und unser rühriger ‚Mechaniker' Fähnrich Saß. Es hat sich so eingeschliffen, daß fast alle Sportler nach jeder Trainingseinheit noch an ihren Maschinen bauen. Mit Interesse und technischem Verständnis. Wir haben so schon Experten erzogen, die sogar die Räder handwerklich weniger beschlagener Fahrer mitpflegen."

Einer dieser Könner ist der 13jährige Fred Beilke aus Binz. Den Eltern hilft er, „indem ich die Tiere versorge, den Keller sauberhalte und die Post regelmäßig abhole. Hier im TZ bin ich Radmaterial-Verantwortlicher." Außerdem zählt er zu den tüchtigsten dreizehnjährigen Rennfahrern. Gelänge es ihm, auch in der Schule noch einen Zahn zuzulegen – die Lehrer würden glatt aus dem Häuschen geraten. Fred will dafür sorgen . . .

Es ist spät geworden heute, der Abend bricht an. Peter Pontow mahnt die Jungen zur Eile. „Werdet fertig, ihr müßtet längst daheim sein!" Gunar Sandhop legt bedächtig die Kette auf die Rollen der Gangschaltung, dreht sie probeweise durch. Seesand knirscht fein. „Ah, hört sich edel an!" spöttelt der noch emsig sein Rad polierende Burkhardt Tellschaft und brummt: „Da hätt' ich doch erst mal was mit dem Lappen gemacht." Gunar bleibt still und – nimmt die Kette wieder ab . . . In seinem Pionierauftrag steht geschrieben, daß er bei den nächsten Bezirksmeisterschaften dreimal einen Platz unter den fünf Besten ansteuert. Doch ein intaktes Rennrad ist die „halbe Miete" auf dem Weg nach vorn.

Dennoch – „Liebe zum Sport, ein Motiv und ein Vorbild sind das Wichtigste", meint Genosse Richter. „Freizeit ist Trainingszeit für unsere Jungen. Sie ist hart, wird aber schön und erlebnisreich, wenn sich der Sportler in die Aufgabe hineinkniet. Sie wird unerträglich, wenn er nicht bereit ist, die Trainingsnormen unter allen Umständen zu erfüllen. Ein Zwölf- oder Dreizehnjähriger soll sein Ziel ja darin sehen, mit ganzem Einsatz Leistungssportler zu werden, wie Drogan und andere. Ihre Namen und Taten beherrschen die Träume unserer Jungen."

„Mein Vorbild ist Olaf Ludwig", sagt Lars, „weil er die Friedensfahrt gewonnen hat. Seinen Kampfgeist möchte ich auch haben." – „Und mein Vorbild ist Lars Netzeband", überrascht Andreas Münch seine Sportfreunde. „He, hast du gehört, Lars!" stößt ihn einer an. „Der Andreas sagt, du seist sein Vorbild." – „Das stimmt", beharrt Andreas. „Ich muß versuchen, dich noch einzuholen." Lars lächelt treuherzig, begreift und weiß augenblicklich, daß er's dem Andreas schwermachen wird. Bei aller Freundschaft . . .



In diesen Maitagen – Ferien auch für unsere TZ-Jungen. Während die Kleinsten auf der heimatlichen Ostseeinsel bleiben, zieht es die Elfjährigen ins Trainingslager zwischen Niesky und Weißwasser, zu tollen Straßensprints, fröhlichem Spiel und einem Besuch bei den Bärwalder Braunkohlenkumpeln. Die Älteren aber küren ihre Besten bei zentralen Überprüfungen des Deutschen Radsportverbandes der DDR. Ruft doch „Leipzig 83"! Deshalb treten jetzt Olaf Sakuth, Sven Schüßler und Fred Beilke schneller in die Pedalen, wollen sich doch alle drei vom viermal „Besten Trainingszentrum der Landstreitkräfte" eine Fahrkarte in die Sportfest- und Spartakiade-Stadt erspurten, dort eine Medaille erkämpfen und danach zur Kinder- und Jugendsportschule delegiert werden. So ähnlich steht es in ihren Trainingstagebüchern. Bei Olaf ist da noch zu lesen: „Um diese Ziele zu erreichen, muß ich noch sehr hart und intensiv trainieren." Und Svens Notiz beginnt mit dem Bekenntnis: „Trotz einiger Stürze macht mir die Sportart viel Spaß." Er meint seine Freizeit mit Heinz und allem Drum und Dran.

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Manfred Uhlenhut, Gebba Kühn (1)

ar foto cross

Sehen Sie sich das Foto genau an, und lassen Sie sich dazu eine möglichst ulkige Bildunterschrift einfallen!
Wenn Sie eine (oder auch mehrere) gefunden haben, schreiben Sie diesselbe auf eine Postkarte(!) und schicken das Ganze bis 10. 6. 1983 an
Redaktion
„Armee-Rundschau“
1055 Berlin
Postfach 46 130
Kennwort: Fotocross
Die 3 originellsten Ideen werden mit Buch- oder LP-Preisen belohnt und im Heft 8/83 veröffentlicht.



FOTOCROSS-GEWINNER AUS HEFT 2/83

Manfred Eichstädt, 2304 Tribsees
Ernst-Thälmann-Str. 4B

Und ich bin doch schöner als Schneewittchen!

Käthe Schenk, 1116 Berlin
Postbox 20-42

**Ganz einfach und schnell zu erraten:
Ich lechze nach meinem Soldaten.**

Sabine Fromm, 5900 Eisenach
Gothaerstr. 115

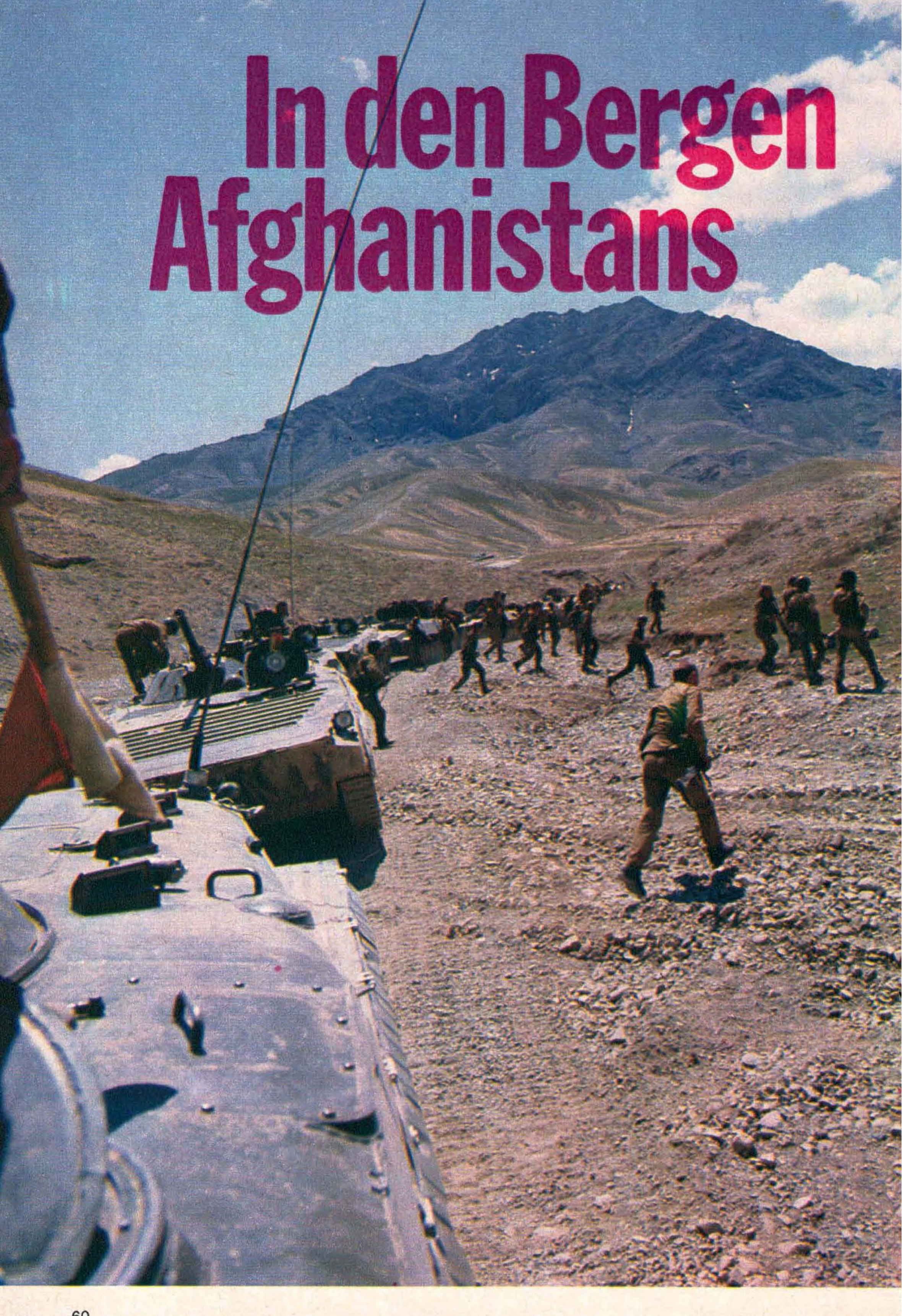
Und so läßt sie mit Bedacht ihre eignen Waffen sprechen und beginnt – 'ne Schneeballschlacht.

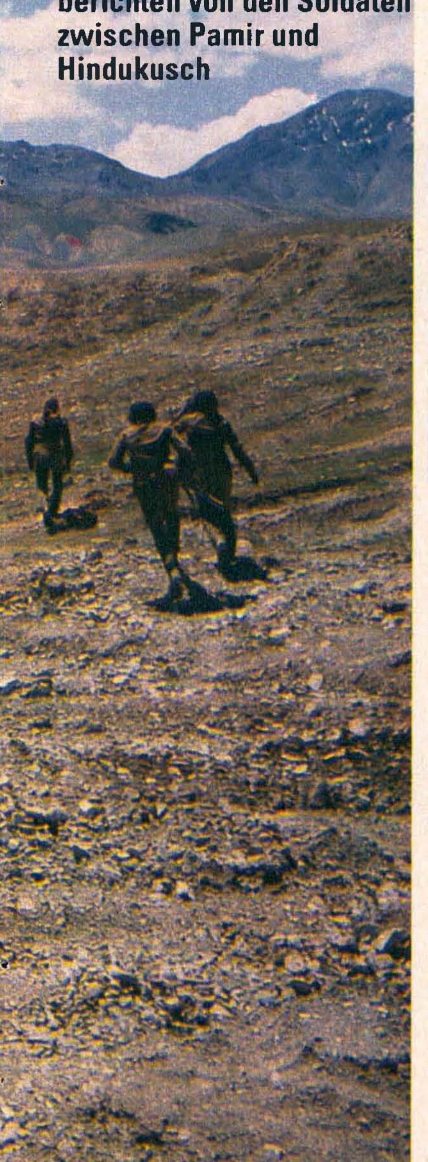
Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt.
Danke fürs Mitmachen!



Bild: Klaus Winkler, Wolfgang Fröbus

In den Bergen Afghanistans





Die sowjetischen Militärjournalisten Oberst Isgarschew und Kapitän 2. Ranges Jakutin (Bild) weilten in Afghanistan und berichten von den Soldaten zwischen Pamir und Hindukusch



Kabul erwacht. Vor dem aufdämmernden Himmel schimmert blau der noch von keinem Sonnenstrahl getroffene Schnee auf den Gipfeln der Berge des Hindukusch, der die Stadt von drei Seiten umgibt. Doch schon bewegt sich durch die Straßen der afghanischen Hauptstadt ein Strom von Karren der Kleinhändler und grell gestrichenen Lastwagen. Autos hupen, an den Türen und Auslagen der ungefähr neununddreißigtausend Kabuler Läden rasseln Schlösser, klirren Riegel – und schon füllt eine bunte Menge von Stadtbewohnern die Gehwege. Die aufgehende Sonne färbt die schneebedeckten Felsen rosarot. Auf den Straßen wird es noch voller. Würdige Graubärte hocken sich an ihren Fleck und blicken weise auf das Geschehen. Am Straßenrand haben Barbiere ihr Handwerkszeug ausgebreitet. Rauchende Kohlenbecken verbreiten durchdringenden Schaschlykduft. Gravitätisch ziehen Turbane und Karakulmützen, fliederfarbene, strohgelbe, sandfarbene, weiße und schwarze Frauengewänder an Läden, Ständen und Werkstätten vorüber. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wird in dieser malerisch inmitten hoher Berge gelegenen, exotisch grellen Stadt des Ostens unermüdlich gelärmt, gehandelt, gearbeitet und Tee getrunken.

Berge rechts und links; schroff, von der Sonne verbrannt, ohne den kleinsten Strauch. Jeden Augenblick scheint es, als würden sie unseren Hubschrauber in steinerner Umklammerung erdrücken. An den Fuß der Berge schmiegen sich schwarze Zelte. Kleine Schafherden drängen sich, vom Hubschrauber aufgeschreckt, zusammen. Nomaden haben ihre Zelte aufgeschlagen. Als die Pässe schneefrei wurden und in den Tälern die Hitze des Sommers einsetzte, zogen die Karawanen der Nomadenstämme in die Berge und in die Tiefe des Landes. Viele folgen dem uralten Weg und ziehen aus



Sowjetische Militärärzte kommen in die entferntesten Kischlaks, um Kranken medizinische Hilfe zu erweisen.

Pakistan nach Westen, durch die afghanischen Provinzen Paktia und Kabul in das Landesinnere.

Durch das Kabinenfenster des Hubschraubers blicken wir auf die Nomadenzelte und auf eine langsam schreitende Kamelkarawane. Vier Treiber mit langen Stecken in den Händen. Das hier sind einfache Menschen, die für ihre Arbeit und in der Sorge um ein ehrlich erworbenes Stück Brot leben. Doch es gibt auch andere Nomaden. Jenseits der Grenze, in Pakistan, wurden nicht wenige Ausbildungszentren für Diversanten eingerichtet. Allein um Peschwar herum gibt es mindestens fünf Lager, die aus Mitteln der USA und anderer Feinde des demokratischen Afghanistan unterhalten werden. In diesen Brutstätten geben sich der ehemalige Oberst Fazil Mohammed Azim, Schah Mohammed und weitere Verräter sowie bezahlte Agenten der CIA die allergrößte Mühe, um mit Erpressung und Einschüchterung unter den afghanischen Flüchtlingen neue „Kämpfer" für die Reihen der Konterrevolutionäre zu werben. Nach der Ausbildung schleichen sich diese, als Nomaden oder Kaufleute getarnt, über verödete Karawanenwege in das Gebiet der Demokratischen Republik Afghanistan.

An einem Tag unseres Aufenthaltes in diesem Land zerschlugen die Kämpfer der Volksstreitkräfte der DRA im Osten des Landes eine Basmatschenbande von etwa vierhundert Mann. Die von den afghanischen Soldaten gefangengenommenen Banditen sagten aus, daß in den Ausbildungszentren immer häufiger offizielle Personen der amerikanischen Botschaft in Pakistan zu sehen sind und Anleitungen geben. Doch die afghanischen Soldaten haben gut gelernt, die Feinde der Revolution unschädlich zu machen. Der Bandenführer Malik Riyas mußte das bestätigen. Alle zweihundertvierzig Handgranaten, die er in Pakistan erhalten und „sicher" in Kleiderballen verborgen hatte, wurden von den afghanischen Patrioten sofort entdeckt. „Die Imperialisten der USA und ihre reaktionären Komplizen in anderen Ländern beschwören ihre Nichteinmischung in die afghanischen Angelegenheiten." Das sagt der Leiter der Politabteilung einer afghanischen mot. Schützendivision. „Wie erklärt sich dann aber, daß eine konterrevolutionäre Bande, die dieser Tage im Tal des Todes vernichtet wurde, amerikanische Waffen besessen hat? Bei den meisten Banditen wurden pakistanische Pässe gefunden, einer kam aus Israel."

Vor einiger Zeit begannen Presse und Rundfunk im Westen verstärkt, verlogene Mitteilungen zu verbreiten, nach denen die sowjetischen Truppen in Afghanistan Giftstoffe eingesetzt hätten. Nicht einen einzigen Beweis konnten sie dafür antreten. Aber die chemischen Granaten mit dem Giftgas CS, die die Banditen bei sich trugen, hatten die Aufschrift in englischer Sprache: „Hergestellt in den Bundeslaboratorien von Salisbury (USA-Staat Pennsylvania d. Red.) 1978".

Und noch ein Erlebnis aus diesen Tagen: Mot. Schützeneinheiten der Volksstreitkräfte der Demokratischen Republik Afghanistan standen an einem Grenzabschnitt im Gebirge. Auf heimlichen Pfaden und über verborgene Pässe versuchten Banden, nach Afghanistan einzudringen. Sie waren von ausländischen Instrukteuren auf dem Territorium Pakistans ausgebildet und mit Waffen ausgerüstet worden. Besondere Aktivität entwickelten die Feinde, als die Gebirgspässe schneefrei wurden. Wiederholt geschah es, daß die Berge vom Echo der Schüsse, der Feuerstöße aus Maschinengewehren und Maschinenpistolen, vom Bersten der Minen und Granaten erdröhnten. Jetzt ist es ruhiger geworden, und die Einheit kam aus den Bergen ins Tal herab. Während sie die friedliche Arbeit ihres Landes schützen, spüren die Sol-



Die „Mittagskanone" in Kabul. Früher ein Zeichen feudaler Unterdrückung – heute verkündet sie die Mittagspause.

daten der Volksstreitkräfte der DRA immer den brüderlichen Rückhalt bei den Genossen aus dem sowjetischen Bruderland.

Besonders häufig werden unsere Soldaten bei Gesprächen in ländlichen Gegenden gelobt. Wer ist nicht froh darüber, daß zum Beispiel Pioniere der Sowjetarmee in den Grenzgebieten die von Banditen gelegten Minen entschärfen und der örtlichen Bevölkerung beim Bau von Bewässerungssystemen und Straßen helfen? Oder wenn Nachrichtensoldaten gemeinsam mit afghanischen Armeeangehörigen zuverlässige Verbindungen für die Truppenführung herstellen und dabei für die Zivilbevölkerung Fernsprechleitungen in schwer zugängliche Orte des Landes verlegen? In einem Gespräch sagte der afghanische Militärflieger Oberstleutnant Permohammed: „Als Sie zu uns ins Grenzgebiet kamen, haben Sie vom Flugzeug aus sicherlich die schwarzen Quadrate neben der sowjetischen Garnison bemerkt. Das sind die Zelte der Nomaden. Hier fühlen sie sich vor den Banditen sicher."

Auf dem Flugplatz in Jalalabad machten wir die Bekanntschaft des Militärarztes Mohammed Aziz. Er war nach einer Verwundung in ein Lazarett überführt worden. Auch mehrere verletzte Basmatschen lagen dort. Eines Nachts überfielen Banditen das Spital, um



Von Banditen verwendetes Giftgas. Hergestellt in den USA.

mit ihren ehemaligen Gefährten abzurechnen. Offenbar befürchteten sie, diese könnten zuviel aussagen. Genosse Aziz berichtete, daß die Patienten gemeinsam mit dem medizinischen Personal die Gefangenen verteidigen und ihr Leben retten mußten.

Unweit des Flugplatzes stehen sowjetische Panzer in Reih und Glied. Gefechtsalarm wird gegeben. Rasch haben die Besatzungen ihre Plätze eingenommen und die Luken geschlossen. Nach wenigen Augenblicken heulen die Motoren auf, graublauer Qualm dringt aus den Auspuffrohren. Die Geschützrohre erzittern. Die Panzer setzen sich nacheinander in Bewegung und jagen über die Ebene davon.

Es ist eine Übung, und die staubbedeckten Fahrzeuge kehren schnell zurück. Das afghanische Volk aber vertraut fest darauf, daß die sowjetischen Panzersoldaten auch in einem wirklichen Gefecht genauso schnell und entschlossen Seite an Seite mit den Kämpfern der afghanischen Volksstreitkräfte handeln werden.

Vier Soldaten sitzen um einen Tisch. Sie gestikulieren, freuen sich, drücken einander die Hand. Badargol Barat und Mamad Nazir sind Afghanen. Der erste ist aus Paktia; ein dunkelhaariger Paschtune, Sohn eines Bauern und Mitglied der Demokratischen Volkspartei Afghanistans. Der zweite kommt aus der Provinz Kabul. Angeregt unterhalten sich die beiden mit den sowjetischen Soldaten Wladimir Sergienko und Wladimir Fokin. Diese sind in der Gegend von Rjasan zu Hause. Die beiden Komsomolzen tragen das Bestenabzeichen. Das Wort hat Barat. „Die Feinde versuchen, uns zu entzweien. Sie verleumden euch. Sie sagen, die Russen sind gekommen, um uns das Land wegzunehmen. Das ist eine Lüge! Unsere Familie besaß nie eigenes Land. Der Vater hatte es vom Gutsbesitzer Gholam gepachtet. Er hat dreifach dafür bezahlt; mit Geld, Getreide und Fronarbeit. Die April-Revolution hat Vater Land gegeben. Gholam ist nach Pakistan abgehauen. Er droht zurückzukommen und meinem Vater und den anderen Bauern das Land wieder wegzunehmen. Doch meine sowjetischen Freunde stehen neben mir auf der gleichen Seite der Barrikade."

Der Dienst ist für die Soldaten, die zum begrenzten sowjetischen Truppenkontingent in Afghanistan gehören, kompliziert. Der Winter im Gebirge ist kalt, im Sommer ist die Hitze fast unerträglich. Die Zelte stehen auf nacktem Steinboden. Schwierigkeiten gibt es bei der Versorgung mit Trink-





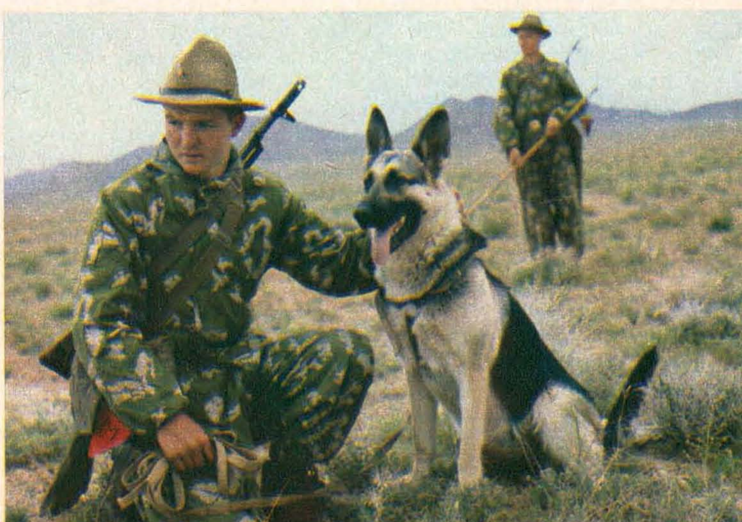
Feste Freundschaftsbande verbinden die sowjetischen Soldaten mit dem afghanischen Volk. Gardesoldat Renat Guschtschin mit seinem Schäferhund Arna bei der Minensuche (Bild unten).

wasser. Aber keiner beschwert sich darüber, keiner klagt. Jeder reißt sich zusammen, opfert sich auf.

Wir fliegen über das Tal von Jalalabad. Unter uns Mandarinenhaine, Melonenfelder, Baumwollplantagen, gelbe Hocken auf den abgeernteten Weizenfeldern . . . Es ist noch nicht lange her, daß in den Nächten bewaffnete Banditen durch die Dörfer schlichen. Ruinen und Brachland waren ihre Spur. Heute strahlt der fruchtbare Boden des Schwemmlandes am Kabul-Fluß im Gelb des Korns und im Grün der Gemüsekulturen. Aus ihnen sprechen Hoffnung und Vertrauen in eine gesicherte Zukunft. In den sowjetischen Soldaten sehen die Afghanen Freunde, die ihnen im Kampf gegen die Feinde der Revolution und beim Aufbau eines besseren Lebens helfen.

Der Text wurde der Broschüre „Notizen aus Afghanistan“, erschienen im Militärverlag der DDR, auszugsweise entnommen und gekürzt.





Spezialbehandlung

So sehr sie sich mühten, das Schild fiel in den Sand. Sonst nagelten sie es an Bäume. Hier ging das nicht: Ödland, gerade gut genug für einen Übungsplatz. Panzergelände, aber als Platz zur Spezialbehandlung denkbar ungeeignet. Schließlich fehlte jegliche Deckung. Nie würde man dazu einen solchen Ort im Gefecht wählen, so daß man es auch nicht während einer Übung tun sollte.

Möglicherweise werden sich solche Gedanken beim Betrachten der Fotos einstellen, weil es schließlich militärisch zugehen möchte. Die Frage nach der Dekkung ist schnell beantwortet. Übungsplätze sind eben Ödland; von den wenigen Bäumen werden Kettenfahrzeuge ferngehalten. Wird damit der Gefechtsnähe völlig Abbruch getan?

Auslösender Fakt, daß der chemische Zug des Truppenteils „Robert Uhrig" zur vollständigen Spezialbehandlung entfaltet hatte, war ein angenommener chemischer Überfall des „Gegners". Dahinein war die Spitzenkompanie des Regiments auf dem Marsch zum Angriff geraten.

Hauptmann Franke, Oberoffizier Chemische Dienste des Truppenteils, leitete und kontrollierte die Handlungen an diesem Platz. Als er mir den obigen Anlaß nannte, wurden Erinnerungen an meinen Besuch vor Jahresfrist im Hanoier Armee-Museum wach. Dort hatte mich Oberleutnant Hoang Lam von Saal zu Saal geführt. Schließlich standen wir vor dem Diorama der Schlacht um Saigon. Diese Schlacht beendete einen Krieg, den der USA-Imperialismus und seine Marionetten mit aller Brutalität gegen das vietnamesische Volk geführt hatten. Sogar vor dem Einsatz chemischer Kampfstoffe hatte man sich nicht gescheut. Obwohl noch kein vollständiger Nachweis über Menge und Folgen existierte, wie der Oberleutnant betonte, notierte ich mir unter anderem: etwa 38 Millionen Liter der Kampfstofftypen „Agent white", „Agent blue", „Agent purpur" und „Agent orange" waren über verschiedenen Landesteilen Vietnams eingesetzt worden. Gefährliche 2-4-T- und 2-4-5-T-Präparate aus Trichlorphenoxyessigsäure. „Agent orange" enthielt dazu noch Dioxin. Davon sind etwa 500 Kilogramm auf vietnamesisches Territorium gefallen. Schon die geringe Menge von 0,001 Milligramm Dioxin erzeugt Magenbluten. Es ist krebserregend und löst Hepatitis aus. Wie gesagt, das Museum besaß noch keine vollständige Übersicht. Ist sie für den Nachweis des Verbrechens überhaupt nötig? Denn 750 ehemalige amerikanische Soldaten haben auf makabre Weise den skrupellosen Einsatz der Kampfstoffe wieder Willen bestätigt: Sie hatten diese Stoffe versprüht, sich an ihnen vergiftet, sind daran erkrankt und klagen nun gegen ihre Regierung auf Schadenersatz. Acht Jahre ist das alles schon her, und heute?

Es genügt, dazu die militärstrategischen Absichten des jetzigen Präsidenten der USA zu nennen. Offen droht er der Sowjetunion und der sozialistischen Staatengemeinschaft mit einem Kernwaffenkrieg. Das ist nur eine andere Variante aus dem Arsenal der Massenvernichtungsmittel.

So ernst ist die Situation, und deshalb so gefechtsnah dann die Frage: Wird sich die mit ihren Schützenpanzern (SPz) dem Stoppschild nähernde mot. Schützenkompanie von der „Vergiftung" befreien können, in die sie geraten ist?

Die Kompanie hielt an und bezog den Warteraum. Einzeln fuhren die Fahrzeuge in den Kontrollverteilungspunkt. Jeweils zwei Genossen in Schutzanzügen stiegen aus. Vom Personal des chemischen Zuges wurden die Fahrzeuge auf den Grad der Vergiftung untersucht und zum Platz der Vorbehandlung geleitet. Die dort tätigen „Chemiker" reichten den abgesessenen mot. Schützen Schläuche mit Bürsten, und sie zeigten ihnen, wie nun mit Wasserstrahl anhaftender Dreck von den

1









1 – Die Schützenpanzer der in einen „chemischen Überfall" geratenden mot. Schützenkompanie passieren den Kontrollverteilungspunkt und werden zum Platz der Vorbehandlung geleitet.

2 – Die Vorbehandlung ist ein Abspritzen mit starkem Wasserstrahl. Der Dreck wird von oben nach unten abgespült, wobei bis zu zwei Drittel des Kampfstoffes, der sich auf den mit Schmutz behafteten Fahrzeugen gelegt hat, weggeschwemmt wird.

3 – Gleichmäßig, Strich für Strich muß am Platz der Entgiftung auf die Außenhaut des SPz die Entgiftungslösung aufgebracht werden. In den Tanks befinden sich die Lösungen. Unbedingt ist auch hier wieder das Prinzip, von oben nach unten auftragen, einzuhalten.

4 – Die Soldaten sind durch die Arbeit am Fahrzeug mit dem Kampfstoff in Berührung gekommen. Nach dem Entgiften des SPz behandeln sie sich gegenseitig.



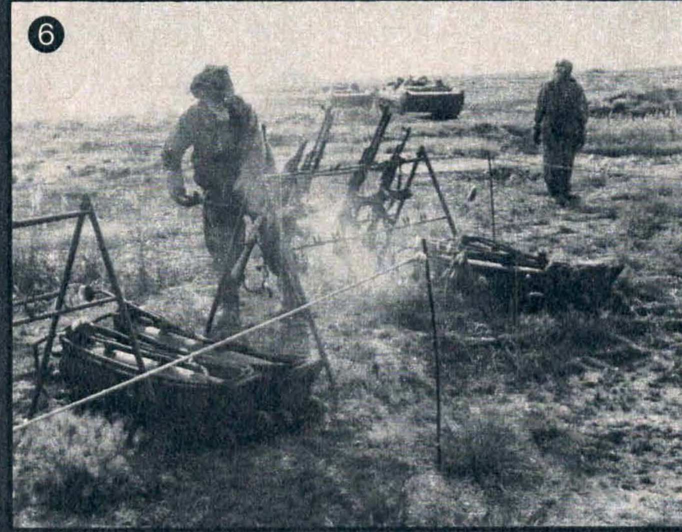
5 – Nach Behandlung der Fahrzeuge und erst im Sammelraum verläßt der übrige Teil der Besatzung den SPz. Unbedingt ist im vollhermetisierten SPz, vor dem ersten Öffnen ab – die Hermetisierung wird ja unterbrochen – der Schutzanzug zu tragen. Langes Warten in dem engen Fahrzeug unter angelegter Schutzausrüstung darf nicht zur Teilnahmslosigkeit am Geschehen führen.

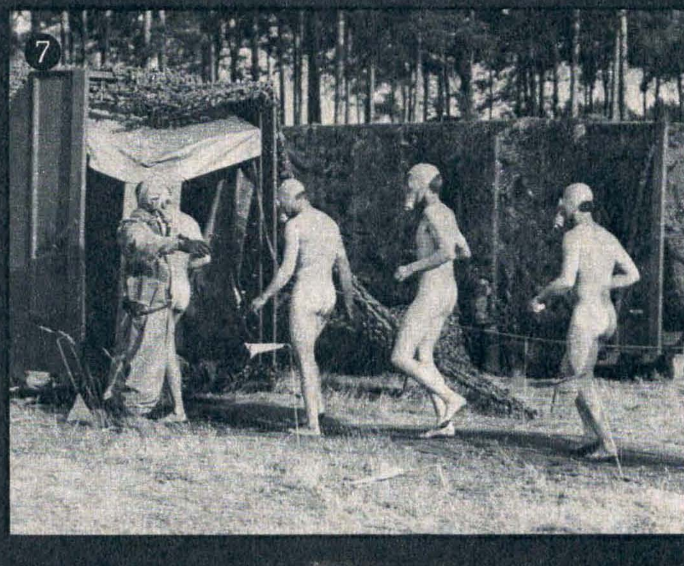
6 – Am Platz für Waffen und Geräte die gleiche Prozedur für die MPis und die mot. Schützen selbst.

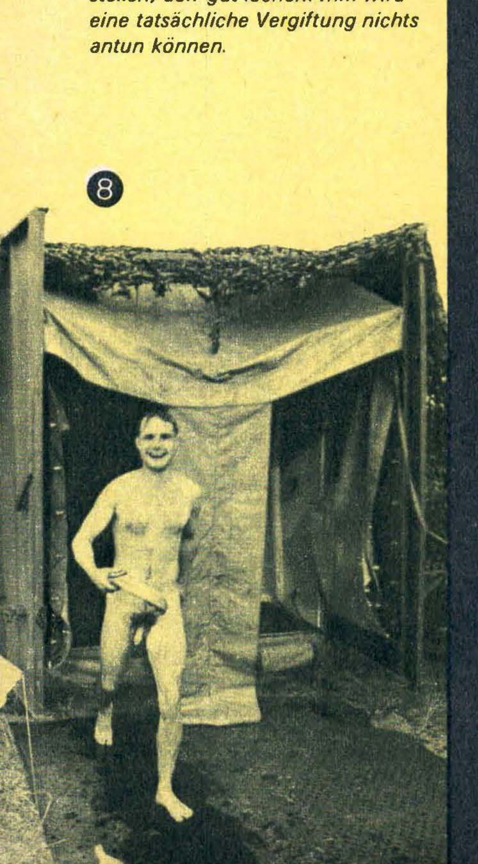
7 – Auf dem Weg in den Duschcontainer auf dem Platz sanitäre Behandlung. Bis unter die Dusche ist unbedingt die Schutzmaske zu tragen, damit die anfälligsten Körperstellen, wie Augen und Schleimhäute der oberen Luftwege absolut sicher vor noch so kleinen Kampfstoffmengen sind.

8 – Wer es lernt, sich diszipliniert der sorgfältigen vollständigen Spezialbehandlung, die langwierig ist und genau befolgt werden muß zu stellen, darf gut lachen. Ihm wird eine tatsächliche Vergiftung nichts antun können.









SPz abzuwaschen war. Schon mit dem Dreck lösen sich bei gründlicher Vorbehandlung bis zu zwei Drittel des Kampfstoffes. Der Erfolg liegt in der Sorgfalt, mit der die Kanten und Ecken des SPz behandelt werden. Erst als dem Genüge getan war, rollten die Fahrzeuge zum Platz der Entgiftung. Bei tatsächlicher Vergiftung kämen dort Flüssigkeiten zum Einsatz, die Kalziumhypochloridlösungen oder Aminoalkoholatverbindungen enthalten. Diesmal war es Wasser, mit dem die SPz bedacht wurden; doch erst nach Ablauf einer der den Entgiftungslösungen entsprechenden Einwirkzeit rollten sie weiter zum Platz der Nachbehandlung. Nun war es wieder Wasser, und würde es auch bei einer Vergiftung sein, das nun den ungefährlich gewordenen Kampfstoff wegspülte. Doch bevor sie sich den Fahrzeugen zuwandten, behandelten sich die als Helfer eingeteilten Soldaten gegenseitig mit Entgiftungsflüssigkeit. Die vollhermetisierten SPz hatten sie vor dem Kampfstoff geschützt; abgesessen, und bei der Arbeit am Fahrzeug mit ihm in Berührung gekommen, hatten sie nun eine Entgiftung nötig. Nachdem alles abgewaschen war, fuhren die SPz in den Sammelraum. Der übrige Teil der Besatzungen, auch noch in Schutzanzügen, die er, bevor das erste Mal am SPz die Luken geöffnet wurden, hatte anlegen mü. sen, verließ die Fahrzeuge und begab sich zum Platz „Waffen und Gerät". Dort erfuhren die Handfeuerwaffen die gleiche Behandlung wie zuvor die SPz. Wieder wurde mit Wasserstrahl Schmutz entfernt, danach entgiftet und hinterher mit Wasser abgewaschen. Nun stellte sich auch jeder Soldat der gleichen Prozedur.

Während die SPz im Sammelraum der Technik verblieben, marschierten die mot. Schützen zum Platz der sanitären Behandlung. Dort legten sie die Schutzanzüge und Oberbekleidung ab und betraten das Auskleidezelt in der Nähe zweier Container, der Wasseraufbereitungs- und Duschanlage. Nur noch mit der Schutzmaske „bekleidet" gingen sie duschen; erst dort wurde sie abgenommen. Bis zuletzt müssen die Augen und die Schleimhäute der oberen Luftwege, die anfälligsten Körperstellen, vor den Kampfstoffen sicher sein. Deshalb wurden die Genossen auch zum Ausspülen des Mundes und des Rachenraumes angehalten. Besonders sorgfältig waren die Weichteile, die behaarten Körperpartien und die Fingernägel zu reinigen, weil sich gerade dort die Stoffe leicht festsetzen können. Dem Wasser der Duschanlage wird in jedem Falle nur Desinfektionslösung zugesetzt. Damit war für die mot. Schützenkompanie dieses Übungselement beendet.

Erleichtert, fröhlich und erfrischt verließen die Genossen die sanitäre Behandlung. Hatten sie doch Stunden unter der Gummihaut ihrer Schutzausrüstung zugebracht, dabei entweder in den von der Sonne aufgeheizten Schützenpanzern gehockt oder den „Chemikern" geholfen. Beides hatte sie Ströme an Schweiß gekostet. Dieser Preis war nicht umsonst gezahlt.

„Mit dieser Übungseinlage", so resümierte Hauptmann Franke das Geschehen, „soll dem Soldaten die Überzeugung vermittelt werden, daß er einem chemischen Überfall nicht hilflos gegenübersteht, wenn er klaren Kopf behält. Er wird dann nicht nervös werden beim Handhaben der persönlichen Schutzausrüstung, der Entgiftungsmittel und der zur Spezialbehandlung nötigen Geräte. Er wird, gerade wenn es schnell gehen muß, ruhig und besonnen arbeiten, es lernen, unter der Schutzmaske nicht hastig zu atmen sowie sich zu gleichmäßigen Bewegungen zu zwingen. Die Genossen haben sich heute diszipliniert der vollständigen Spezialbehandlung gestellt, obwohl sie wußten, daß sie nur Staub und Dreck abwuschen. Damit sind sie den Konsequenzen sehr nah gekommen, die sie in einer möglichen militärischen Auseinandersetzung erfahren könnten. Der Schutz vor Massenvernichtungsmitteln ist kompliziert. Wird er diszipliniert und mit Sorgfalt realisiert, sichert er das Leben des einzelnen und die Kampfkraft der Truppe."

Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer



MARX-ANEKDOTEN

Die Bibel

Nach dem letzten Federstrich las Karl Marx das Manuskript des Kommunistischen Manifests den führenden Genossen des „Bundes der Kommunisten" vor.
Jeder Satz, ja, jedes Wort, funkelnd und treffsicher, war eine wirksame Waffe, gab den Zuhörern Sicherheit und Zuversicht. So saßen sie denn, Proletarier, Handwerker und Männer der Wissenschaft, nach dem Vortrag ungewöhnlich erregt, als hätten sie soeben bereits die Geburtsstunde der proletarischen Revolution erlebt, und ein deutscher Schneider sprang mit Tränen in den Augen vom Stuhl: „Das ist für uns Arbeiter die Bibel ... unsere kommunistische Bibel!" Doch Engels, der Phrasen nicht liebte, waren sie auch noch so aufrichtig gemeint, warf ein: „Bibel ... schön und gut! Aber die Arbeiter sollen nicht beten, sondern denken!"

Im Rausche des Sieges

Aus Brüssel ausgewiesen, betrat die Familie Marx kurz nach dem siegreichen Pariser Februar des Jahres 1848 wieder die Seinestadt. Auf den Straßen die Trikolore und rote Fahnen. Überall sang man die „Marseillaise". Freunde, lange getrennt, ja, totgeglaubt, begrüßten sich bewegt, und auch Marxens waren bald umringt. So trafen sie mitten im Gedränge Michail Bakunin, der ihnen enthusiastisch prophezeite, die Revolution werde wie eine Flutwelle unaufhaltsam in allen europäischen Ländern die Monarchien hinwegspülen. „Selbst der Thron des Zaren ist nicht mehr vor ihr sicher!" rief er aus, so daß Jenny über seine Pathetik lächelte und Marx warnte: „Die Revolution ist kein Karneval. Zwar hat sie gesiegt, aber nun muß sie stark genug sein, um zu regieren. Denn der Feind, obwohl geschlagen, ist nicht vernichtet, sondern wartet nur auf seine Gelegenheit!" – „Oh, Sie Skeptiker!" rief Bakunin aufgebracht. Doch Marx ließ sich nicht beirren. „Dies hier", erwiderte er und umfaßte mit einer Armbewegung das bunte Treiben ringsum, „dies hier ist der Sonntag der Revolution. Aber erst wenn sie auch die Wochentage meistert, wird ihr Sieg endgültig sein!"

Totgesagt

Im September 1871 verbreitete die Pariser Presse die Nachricht, daß der Kopf und Chef der Internationale, Karl Marx, unerwartet verstorben sei. Freund und Feind widmeten ihm daraufhin lange, hier wie dort achtungsvolle Nachrufe, die Karl sehr aufmerksam und mit besonderem Vergnügen las. Nur seine Angehörigen waren betroffen. Jenny vermutete irgendeinen Hinterhalt, und Lenchen schimpfte lauthals. Doch Karl tröstete sie: „Wer schon zu Lebzeiten begraben wird, der überlebt seine Zeit!"
Kurze Zeit später beriet die Internationale in London über die Lehren des Kampfes der Pariser Kommunarden. „Wir freuen uns, daß unser Freund und Genosse Karl Marx nicht den Pariser Zeitungsschreibern zum Opfer fiel, sondern wohlbehalten und gesund unter uns weilt!" sagte der Versammlungsleiter und gab dann Marx zum Hauptreferat das Wort. Als der Beifall verklungen war, sagte Marx: „Sie probten mit mir, was sie der Internationale wünschen; denn am liebsten schlügen sie den Sargdeckel über uns allen ebenso schnell zu wie über der Pariser Kommune. Beweisen wir also den Bourgeois, wie munter und kampfbereit wir sind! Und versprechen wir ihnen: Unser Nachruf für sie fällt todsicher weniger nett aus als der ihrige für mich!"

Die Waffe

Die Nachricht, es sei russischen Freunden gelungen, bei der zaristischen Zensur die Veröffentlichung des „Kapital" durchzusetzen, überraschte Marx, und er forschte nach dem Grund für diese unerwartete Großzügigkeit. Die Begründung lautete schlicht: Da der überwiegende Teil des russischen Volkes, insbesondere die arbeitenden und bäuerlichen Schichten, nicht zu lesen vermag, bestehe auch kaum Gefahr für eine Verbreitung der Marxschen Lehre in jenen Volksteilen, in denen sie unheilvoll wirken kann!
Karl war darüber einen Moment mehr erschüttert als über ein Verbot. „Wie sorgsam schmieden wir die Waffen", sagte er zu Engels, „mit denen das arbeitende Volk sich befreien soll! Und nun macht der Analphabetismus sie stumpf." Doch Engels antwortete: „Wenn unsere Schriften auch heute noch längst nicht jeder liest, so werden sie doch von Zunge zu Zunge weitergetragen, und schon morgen haben wir eine Armee in Waffen gegen die Unwissenheit!"

Kühnheit und Überlegung

Im Sommer 1856 erschien bei Marx ein Vertreter des westfälischen und rheinischen Industrieproletariats. Die Arbeiter seien bereit, erklärte er, jeden Tag loszuschlagen, um die Bourgeoisie zu stürzen. Überall in Solingen, Elberfeld und Iserlohn sammelten sie bereits alle Kraft für den entscheidenden Augenblick, und man erwarte von den Londonern, daß sie sich rüsteten, den Kämpfenden dann sofort zu Hilfe zu eilen. Obwohl Marx die Kühnheit, die aus diesen Worten sprach, bewunderte, erschrak er tief vor deren Ahnungslosigkeit, vor der gänzlichen Verkennung der politischen Situation.
„Wenn wir Deutschland erreichten", entgegnete er besorgt, zugleich schonungslos, „könnten wir uns nur noch vor euren Gräbern verneigen. Hut ab vor eurem Mut! Aber nicht vor eurem Verstand, wenn er euch bei der Wahl des richtigen Augenblicks so schlecht berät. Meßt die Aussicht auf einen Sieg nicht allein daran, wie stark ihr euch fühlt, sondern auch daran, wie stark der Gegner ist. Die Revolution will keine Opfer, sondern den Sieg!"

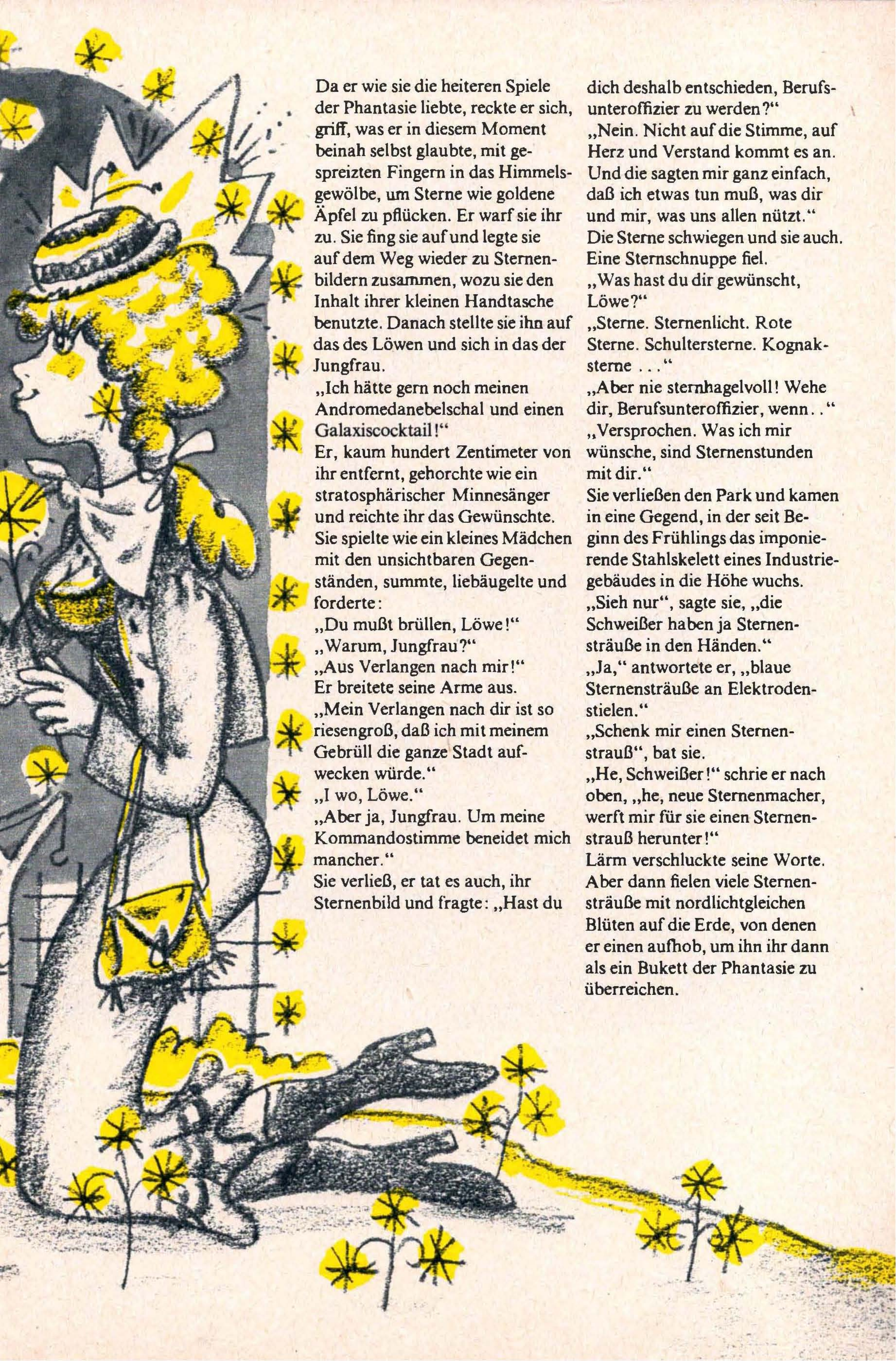
Text: Georg W. Pijet


CARL MARX

Sterne

Ein Frühlingsmärchen von Kurt-Rudolf Böttger
Illustration: Fred Westphal

Als er ihr sagte, daß er sich vor einer Woche entschieden habe, Berufsunteroffizier zu werden, blieb sie stehen, blickte zum Frühlingsnachthimmel und fragte: „Wie viele Sterne kannst du dir erdienen?"
Er dachte lächelnd kurz nach. „Höchstens drei. Aber damit wäre ich sehr zufrieden."
„Ich auch", flüsterte sie und berührte dabei mit ihrem linken Zeigefinger flüchtig sein rechtes Schulterstück.
Er glaubte, nicht richtig gehört zu haben.
„Soll das heißen, daß du dich für mich entschieden hast?" Sie küßte ihn auf die Wange.
„So ist es. In einer Nacht, da des Frühlings blaues Band wieder durch die Lüfte flatterte, vermachte eine Berufsverkäuferin einem Berufsunteroffizier ihr Herz."
Nun trug auch er das Herz auf der Zunge.
„Das ist ja herzbewegend und herzerfrischend, mein Herzblatt."
Sie nahm die Wortspielerei auf. „Es war mir ein Herzensbedürfnis, dir eine Herzensfreude zu bereiten, mein Herzensbrecher. Und weißt du auch, warum?" „Es ist mein Herzenswunsch, das zu erfahren." „Weil du nicht gleich mit der Tür ins Haus gefallen bist. Bei unserer ersten Begegnung hast du mich wie eine Lady, bei der zweiten wie ein ganz normales Mädchen und heute wie deinen Schatz behandelt. Du steigerst dich allmählich. Und das gefällt mir sehr."
„Ich lese eben den Postsack der Armeerundschau", antwortete er lachend. „Da kann man aus den Leserzuschriften von Mädchen lernen, wie man sich als Soldat dem schönen Geschlecht gegenüber zu benehmen hat. Wer wirklich liebt, nimmt sich Zeit, um ans Ziel zu kommen. Liebe verlangt vor allem Fingerspitzengefühl und ..."
Er wollte sie an sich reißen, aber sie entschlüpfte ihm mit einer raschen Bewegung und tänzelte wie eine Lichtelfe auf dem von nur wenigen Lampen erhellten Parkweg vor ihm her.
„Holst du mir die Sterne vom Himmel?" rief sie.
„Aber ja. Wenn's weiter nichts ist. Welche Sterne sollen es denn sein?"
Sie lehnte sich in verführerischer Pose an einen in die Dunkelheit geneigten Baumstamm, sah wieder in das Sternenzelt und bat mit erregter Stimme um Löwe und Jungfrau.



Da er wie sie die heiteren Spiele der Phantasie liebte, reckte er sich, griff, was er in diesem Moment beinah selbst glaubte, mit gespreizten Fingern in das Himmelsgewölbe, um Sterne wie goldene Äpfel zu pflücken. Er warf sie ihr zu. Sie fing sie auf und legte sie auf dem Weg wieder zu Sternenbildern zusammen, wozu sie den Inhalt ihrer kleinen Handtasche benutzte. Danach stellte sie ihn auf das des Löwen und sich in das der Jungfrau.
„Ich hätte gern noch meinen Andromedanebelschal und einen Galaxiscocktail!"
Er, kaum hundert Zentimeter von ihr entfernt, gehorchte wie ein stratosphärischer Minnesänger und reichte ihr das Gewünschte. Sie spielte wie ein kleines Mädchen mit den unsichtbaren Gegenständen, summte, liebäugelte und forderte:
„Du mußt brüllen, Löwe!"
„Warum, Jungfrau?"
„Aus Verlangen nach mir!"
Er breitete seine Arme aus.
„Mein Verlangen nach dir ist so riesengroß, daß ich mit meinem Gebrüll die ganze Stadt aufwecken würde."
„I wo, Löwe."
„Aber ja, Jungfrau. Um meine Kommandostimme beneidet mich mancher."
Sie verließ, er tat es auch, ihr Sternenbild und fragte: „Hast du dich deshalb entschieden, Berufsunteroffizier zu werden?"
„Nein. Nicht auf die Stimme, auf Herz und Verstand kommt es an. Und die sagten mir ganz einfach, daß ich etwas tun muß, was dir und mir, was uns allen nützt."
Die Sterne schwiegen und sie auch. Eine Sternschnuppe fiel.
„Was hast du dir gewünscht, Löwe?"
„Sterne. Sternenlicht. Rote Sterne. Schultersterne. Kognaksterne . . ."
„Aber nie sternhagelvoll! Wehe dir, Berufsunteroffizier, wenn . ."
„Versprochen. Was ich mir wünsche, sind Sternenstunden mit dir."
Sie verließen den Park und kamen in eine Gegend, in der seit Beginn des Frühlings das imponierende Stahlskelett eines Industriegebäudes in die Höhe wuchs.
„Sieh nur", sagte sie, „die Schweißer haben ja Sternensträuße in den Händen."
„Ja," antwortete er, „blaue Sternensträuße an Elektrodenstielen."
„Schenk mir einen Sternenstrauß", bat sie.
„He, Schweißer!" schrie er nach oben, „he, neue Sternenmacher, werft mir für sie einen Sternenstrauß herunter!"
Lärm verschluckte seine Worte. Aber dann fielen viele Sternensträuße mit nordlichtgleichen Blüten auf die Erde, von denen er einen aufhob, um ihn ihr dann als ein Bukett der Phantasie zu überreichen.



Das Tulpensträußchen

Es ist Mai. Warm ist es; die Mädchen dürfen schon ihre Kniestrümpfe anziehen. Der blonde Junge scheint ein wenig aufgeregt zu sein, trotz der männlich langen Hose. Doch auch er wird sich ein Herz fassen und auf einen der Männer in Stahlhelm und Stiefeln zugehen, um seine Blumen zu überreichen. Das ist schließlich die Hauptsache an diesem besonderen Tag, auf den sich die Jungpioniere gut vorbereitet haben. Ihnen wurde erklärt, aus welchem Grunde sie heute zu den Soldaten gehen. Und fest eingeprägt haben sie sich ihr Sätzchen, das sie den Soldaten sagen wollen.

Jene, denen die Kinder ihre Tulpen und Levkojen bringen, sind noch nicht lange Soldat. Als sie, angetan mit Jeans und Bärten aller Art, erstmals durch ihr Kasernentor gingen, unsicher noch in diese Welt der festen Regeln und strengen Disziplin eintraten, ist mancherlei mit ihnen und in ihnen vorgegangen bis zu diesem Maientag heute. Bis zu dem Tag ihrer Vereidigung.

Sie haben das militärische Einmaleins erlernt. Haben gelernt, ihre Arme, Beine, die Augen gar auf Befehl zu bewegen. Schwer ist das für einen erwachsenen Mann, zu gehen, zu stehen, zu sehen wie befohlen. Doch sehr schnell verstanden sie auch, daß der Befehl, jeder, selbst der im Moment unbegreiflichste, widerspruchslos auszuführen ist. Dieses Verstehen hat nicht nur mit militärischem Gehorsam zu tun, sondern auch mit Vertrauen; mit Vertrauen zu den Kommandeuren. Auch das muß erst keimen und reifen, braucht seine Zeit.

Sie haben gelernt, wie man Bett und Schrank in tadellosen Zustand bringt. Gelernt haben sie, den Genossen mit Silber und Gold auf den Schultern die militärische Ehre zu erweisen, wie sich das gehört. Das war wohl noch das Leichteste; denn sind wir nicht alle von klein auf so erzogen, den Älteren, Verdienstvolleren, Erfahreneren unsere Achtung zu bezeugen? Schwerer hingegen war für so manchen, die Waffe, dieses Instrument zum Töten, als das zu begreifen, was es für ihn ist – die vertausendfachte Kraft der geballten Faust, sich des Angreifers zu erwehren.

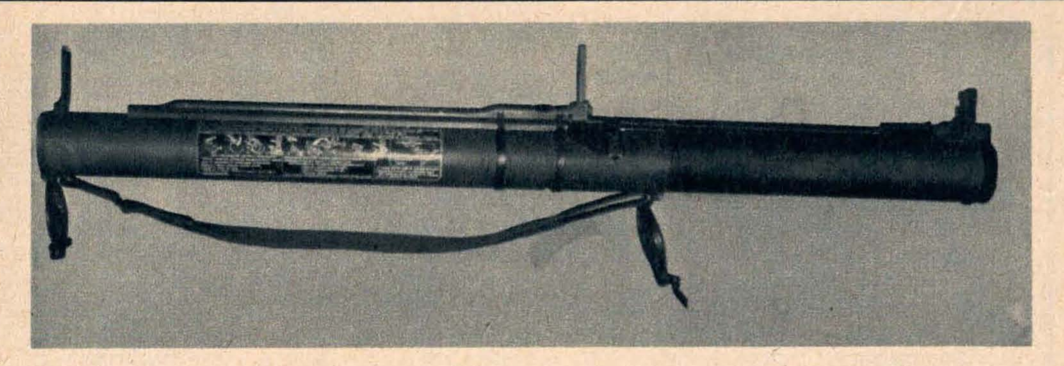
Vor allem dies haben die Soldaten in der kurzen Zeit bis zu ihrer Vereidigung gelernt: Man wird nicht als Soldat geboren. Das Soldatsein will erlernt sein, härter und schwerer als mancher Lebensberuf.

Kein Ring ist an der Hand des Soldaten, die so behutsam das entgegengereckte Tulpensträußchen nimmt. Freilich, der Ring macht's nicht. Wichtig ist allein, daß die Liebe hält. Und sie wird halten; was denn sonst. Wäre es sonst eine? Wie oft in den letzten Tagen vor seinem Schritt durchs Kasernentor mögen der junge Mann und seine Liebste davon gesprochen haben. Daß sie sich jeden Tag schreiben. Daß er kommt, sobald es geht. Daß sie kommt, so oft es geht. Was wir mit den griffbereiten Worten „notwendiger Schutz des Sozialismus" zu benennen gewöhnt sind, bestimmt jetzt ihrer beider Leben. Damit ihrer beider Leben lang und glücklich ist.

So lange ist es noch gar nicht her, da war der Soldat ein Junge wie der Blondschopf auf unserem Bild. So wie die Kinder da vor ihm ist er zur Schule gegangen, ist herangewachsen, hat nie anders gelebt als im Frieden. Für diese Kinder, für ihn, für seine Liebste ist der Frieden das Normale. Der Sozialismus mit all seinen so bitter erkämpften Rechten für die Menschen – er ist das Normale für ihn. Vor wenigen Minuten hat er geschworen, dieses Normale, den Frieden und den Sozialismus, gegen jeden Feind zu verteidigen. Sein Leben dafür einzusetzen hat er geschworen. Ein ehrlicher, tapferer, disziplinierter, wachsamer Soldat zu sein, er hat es geschworen. Diesen Kindern hat er es geschworen, seinem Mädchen, seinen Eltern. Geschworen hat er es den Kumpels, die seine Arbeit für ihn tun, solange er die Waffe trägt. Und sich selbst hat er es geschworen. Er will, daß in ein paar Jahren seine eigenen Kinder genauso unbeschwert, satt und gesund daherkommen. Er will, daß mancher Wunsch ans Leben sich für ihn erfüllt. Er will, daß es seiner Familie, seinen Freunden, daß es allen arbeitenden Menschen in unserer sozialistischen Heimat immer besser geht. Dafür muß Frieden bleiben, die einzige Art zu leben, die er kennt. Und dafür wird er das Seine tun – er wird ein zuverlässiger, tüchtiger Soldat sein. Er hat es geschworen.

Das Kind kann nicht wissen, welch tiefer Ernst den Mann in der noch schmucklosen Uniform erfüllt. Der Soldat lächelt verlegen. Gewiß wird er das Tulpensträußchen in seine Soldatenstube mitnehmen, damit es dort noch ein paar Tage für ihn leuchtet.

Text: Karin Matthées
Bild: Harry Patzer



Reaktive Panzergranate RPG-18 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	2,6 kg
Länge	
Marschlage	705 mm
Gefechtslage	1 050 mm
Kaliber	64 mm
Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses	114 m/s
Direktschußweite	135 m
maximale Visierschußweite	200 m

Die RPG-18 besteht aus dem Abschußrohr und der eigentlichen Granate. Für das Umstellen von der Marsch- in die Gefechtslage werden 8 bis 10 Sekunden benötigt. Das geschieht durch Auseinanderziehen des Abschußrohres. Dabei stellen sich die Diopterblende sowie die Zielmarken auf. Visiereinrichtung und Abschußmechanismus befinden sich am äußeren Teil des Abschußrohres. Die Granate selbst besteht aus Gefechtskopf und reaktivem Triebwerk. Der Zünder wird zwei bis fünfzehn Meter vor dem Rohr scharf. Für Ausbildungs- und Übungszwecke wird die reaktive Panzerabwehrgranate RPG-18Üb mit imitiertem Gefechtskopf und Zünderansatzstück genutzt.

Mehrfachraketenwerfer LARS 2 (BRD)



Technische Daten:

Gefechtsgewicht	17 480 kg
Länge	8 280 mm
Breite	5 200 mm
Höhe in Marschlage	2 990 mm
maximal	5 017 mm
Anzahl der Rohre	36
Kaliber	110 mm
Reichweite	6–14 km
Richtbereiche-Erhöhung	0°–55°
Seite	±95°
Stromversorgung	24 V

Der Raketenwerfer 110 mm des leichten Artillerie-Raketen-Systems 2 (LARS 2) wird von dem LKW 7t gl gezogen. Ein Zwischenrahmen verbindet Fahrzeug und Waffenanlage. Damit können Splitter-, Minenausstoß- und Radarzielraketen verschossen werden. Auf einem LKW 5t gl 4 × 4 untergebracht ist das zum System gehörende Feuerleitgerät FERA. In dessen Kabine befinden sich Richtanlage, Doppler-Radar mit ausfahrbarer Antennengruppe, eine eigene Energieversorgungsanlage, EDV-, Fernmelde- und Datenübertragungsanlage. Eingesetzt werden die LARS 2 in den Artillerieregimentern der Bundeswehr. Jedes Artillerieregiment verfügt über ein Raketen-Artilleriebataillon mit zwei Batterien zu je acht LARS 2.

AR 5/83 TYPENBLATT PANZERFAHRZEUGE

Schützenpanzer AMX 10P (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	13,8 t
Höhe	2 540 mm
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h
Fahrbereich	600 km
Antrieb auf Wasser	2 Wasserstrahltriebwerke
Kletterfähigkeit	700 mm
Überschreitfähigkeit	1 600 mm
Motor	4-Takt-Dieselmotor mit Turbolader
Leistung	206 kW (280 PS)
Bewaffnung	20-mm-Kanone; 1 MG 7,62 mm
Besatzung	2 + 9 Mann

Der schwimmfähige AMX 10 P befindet sich seit 1973 in den Landstreitkräften der französischen Armee. Das Fahrwerk besitzt fünf Laufrollen sowie drei Stützrollen, die durch eine Kettenschürze halb verdeckt werden. Die Antriebsräder befinden sich vorn. Die Wanne besteht aus einer Leichtmetall-Legierung. Der flach gehaltene Zweimannturm für Kommandant und Richtschütze ist um 360° drehbar. Die Waffe hat einen Höhenrichtbereich von −12° bis +18°. Der Schützenpanzer verfügt über zwei Nahkampfluken im Heck. Die anderen Schützen müssen das Feuer aus den geöffneten Luken des Abdeckbleches führen.

AR 5/83 TYPENBLATT KRIEGSSCHIFFE

Minenjagdboot Kl. 331B „TÜBINGEN" (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Typverdrängung	388 ts
Höchstverdrängung	402 ts
Länge	47,7 m
Breite	8,3 m
Tiefgang	2,7 m
Antrieb	2 Verstellpropeller
Leistung	2 940 kW
Höchstgeschwindigkeit	16 kn
Fahrstrecke	850 sm
Bewaffnung	40-mm-Fla-Geschütz 2 × 20-mm-Kanonen
Besatzung	42 plus 6 Minentaucher

Die Boote dieser Klasse wurden in der zweiten Hälfte der 70er Jahre aus ehemaligen Küstenminensuchern der Klasse 320 umgebaut. Dabei ersetzte man die geschleppten Räumgeräte durch eine Minenjagdausstattung. Die besteht aus zwei ferngelenkten Unterwasserdrohnen und einem unter dem Vorderrumpf des Bootes angebrachten Minenjagdsonar. Die Unterwasserdrohnen PAP-104 dienen der Identifizierung der mit dem Sonar auf dem Meeresboden entdeckten Minen und ihrer Vernichtung. Diese Aufgabe können auch die an Bord befindlichen sechs Minentaucher übernehmen. Alle 12 Minenjagdboote der Klasse 331B gehören zum Minenabwehrgeschwader Nordsee der BRD-Marine, das in Wilhelmshaven stationiert ist.

Teufelssaat im Raketenacker von Wyoming

Wyoming, Bundesstaat im Nordwesten der Vereinigten Staaten von Amerika, hatte bislang außer seiner auf einen bekannten Indianerstamm verweisenden Hauptstadt Cheyenne noch mindestens zwei Besonderheiten: Erstens verlaufen seine Grenzen zu anderen Bundesstaaten rechtwinklig und geradlinig. Zweitens gibt es in Wyoming den „Yellowstone Nationalpark", auf dessen 8855 Quadratkilometern neben heißen Quellen, Geysiren und Schlammvulkanen auch die ebenso berühmten wie bissigen Grizzly-Bären vorhanden sind. Das Gesicht des im Vergleich zu unserer Republik fast zweieinhalb Mal so großen Territoriums Wyomings prägt im Westen ein über 4000 Meter hohes Felsengebirge und im Osten eine

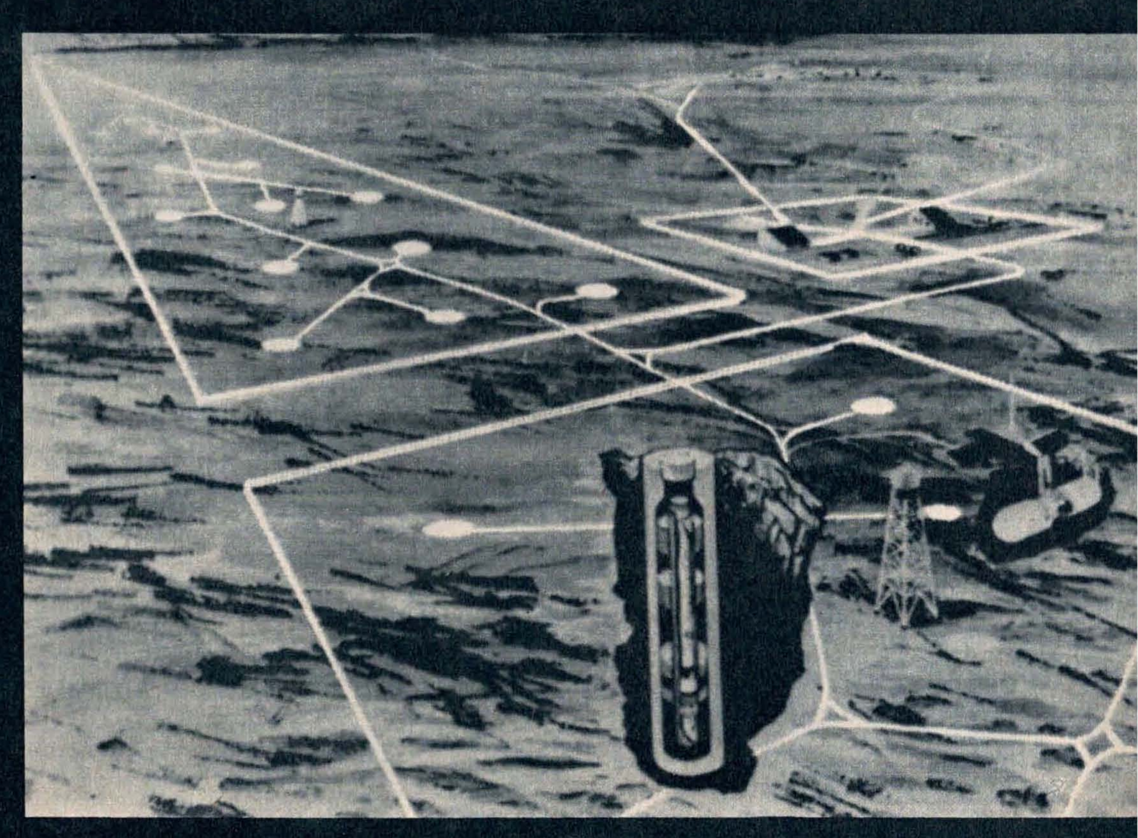


Erster Teststart einer MX-Attrappe

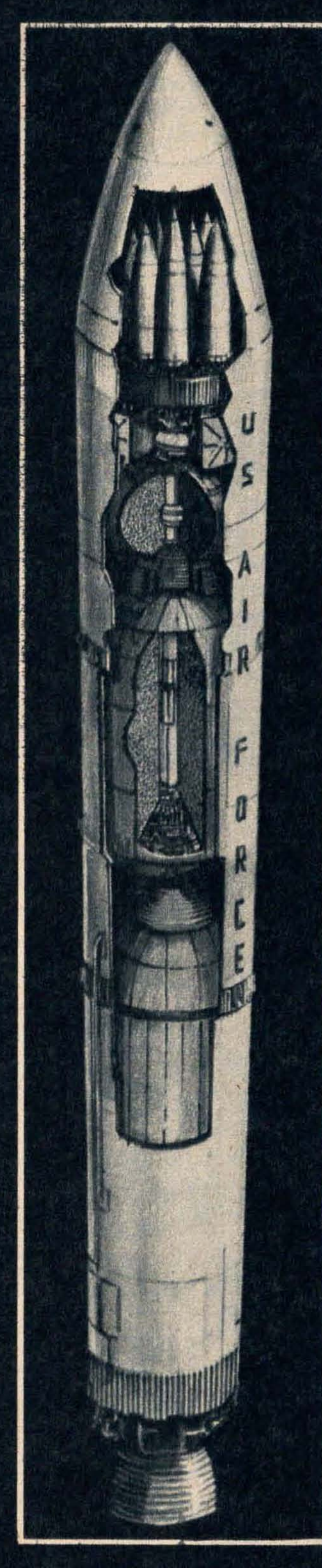
Zehn unabhängig von einander steuerbare Sprengköpfe enthält das Gefechtsteil der MX

vorwiegend von Halbwüsten überlagerte Ebene. Kohle, Erdöl, Erdgas, Uran und Eisen sollen künftig nicht mehr die alleinigen Bodenschätze Wyomings sein. Vom derzeitigen finanziellen Wert her, das heißt ohne die für kapitalistische Rüstungshaushalte typische „Inflationssteigerungsrate", sollen in der Erde von Wyoming bis zum Jahre 1986 mindestens 26 Milliarden Dollar vergraben werden. Es wird ein „Raketenacker" angelegt, wie die Münchner „Süddeutsche Zeitung" schrieb. Gemeint ist die Verbunkerung von 100 strategischen Raketen des Typs MX in Wyomings Ebene. MX ist die Abkürzung von „Missile Experimental", zu deutsch „Versuchsrakete". Der Name mag sich ändern. Fest steht jedenfalls, daß dieses Waffensystem Bestandteil eines Programms der strategischen Hochrüstung ist, das USA-Präsident Reagan im Oktober 1981 verkündete und mit dem der USA-Imperialismus ein militärstrategisches Übergewicht gegenüber der Sowjetunion anstrebt.

Auch wenn sich die MX noch in der Entwicklung befindet, ist diese Rakete wohl die derzeit bekannteste strategische Waffe der USA. Denn schon seit Jahren werden vom Pentagon immer wieder neue Pläne über die Art ihrer Stationierung ausgeheckt. Insgesamt sind das 34 verschiedene Varianten, in denen mobile und stationäre Startbasen vorgeschlagen werden – auf dem Meeresboden, in unterirdischen Ringbahnen, im Kosmos. Eine MX ist rund 86,2 Tonnen schwer. Bei einer Gesamtlänge von 21,6 Metern beträgt ihr Durchmesser 2,5 Meter. Die Reichweite wird mit 11 000 Kilometern angegeben. Ihr nuklearer Gefechtskopf enthält zehn Tochtersprengköpfe, die unabhängig voneinander ins Ziel gelenkt werden können. Das Trinitrotoluol (TNT)-Äquivalent jedes dieser einzeln lenkbaren Sprengköpfe beträgt 600 Kilotonnen, das Zwanzigfache der Hiroshima-Kernbombe! Schon dieser Vergleich macht ersichtlich, welche Teufelssaat in den „Raketenacker" von Wyoming gesenkt werden soll. Zur Bedrohung der sozialistischen Staatengemeinschaft und zum Schaden der Einwohner dieses USA-Staates, die zu begreifen beginnen, daß sie auf einem



So sollen die 100 MX-Raketen in die Erde von Wyoming gebracht werden



Schnittdarstellung einer MX

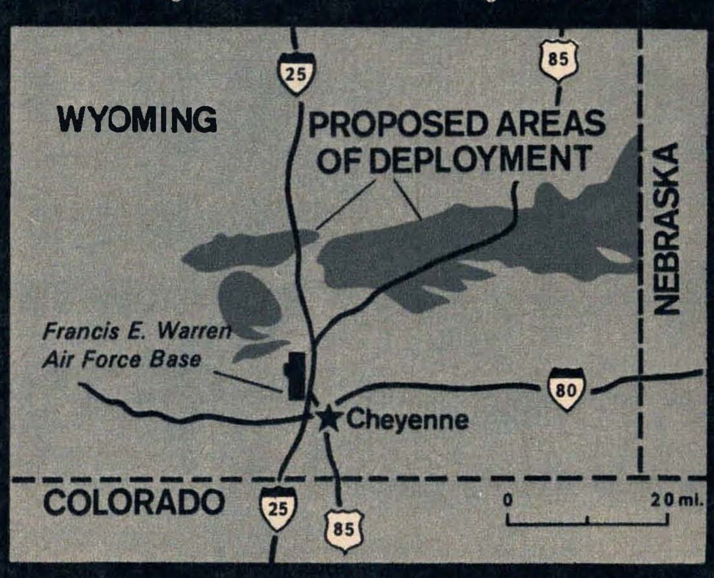
Pulverfaß sitzen, wenn diese Waffen des Erstschlags entwickelt, gebaut und stationiert werden.

Die nukleare Speerspitze . . .

Genau das trifft für die MX zu. Das ist ein Waffensystem des Erstschlages, von seiner Programmierung und von seiner vorgesehenen Stationierung her. In erster Linie erklärt sich dies aus seiner Einbettung in die Struktur der strategischen Offensivkräfte der USA; sie aber bilden das strategische Kernwaffenpotential der USA und sind damit zugleich Grundlage der militärischen Macht des USA-Imperialismus. Dieses Potential besteht aus der sogenannten „strategischen Triade": kernkraftgetriebene Raketen-U-Schiffe, Fernfliegerkräfte und landgestützte strategische Raketen. Berechnet nach den strategischen Gefechtsköpfen, eine der wichtigsten Kennziffern für das annähernde militärisch-strategische Gleichgewicht zwischen dem Warschauer Vertrag und der NATO, tragen kernkraftgetriebene Raketen-U-Schiffe (mit Raketensystemen Poseidon und Trident I) 52 Prozent aller Nuklearsprengköpfe der USA. Auf die Fernfliegerkräfte (mit der B-52-Flotte sowie den größtenteils nach Westeuropa – England und BRD – vorverlegten Schwenkflüglern FB-111) entfallen 25 Prozent. Die anderen 23 Prozent erbringen bodengebundene strategische Raketen: 450 Startrampen für Minuteman 2, 550 Startrampen für Minuteman 3 und 52 Titan II, zuzüglich, so NATO-Quellen, 100 interkontinentale Raketen im Reservestatus (Stand 1. 10. 1982).

Diese, aus see-, land- und luftgestützten strategischen Offensivkräften (eine selbstentlarvende Bezeichnung übrigens!) bestehende „strategische Triade" der USA verfügt nach eigenen Angaben über 10000 strategische Gefechtsköpfe bzw. -Bomben. Dazu kommen die der MX. Die UdSSR hat, so TASS laut „Neues Deutschland" vom

Fortsetzung Seite 82



Geplantes Stationierungsgebiet des „Dichten Bündels"

Vom U-Boot bis zum „Dichten Bündel"

1. Versteck auf Schiffen

Auf Schiffen versteckt, sollten MX-Staffeln im Weltmeer kreuzen und auf Abruf Richtung UdSSR starten. Historischer Vorgänger: Die zu Anfang der 60er Jahre debattierte Absicht, Polaris-Raketen (erste Generation der U-Schiffgestützten Raketen der USA) auf einer aus Handelsschiffen gebildeten multilateralen NATO-Flotte aggressionsbereit auf den Ozeanen zu placieren.

2. Untertauchen auf den Großen Seen

Grundidee im wahrsten Sinn des Wortes: MX-Raketen sollten auf U-Booten stationiert werden. Die erste Variante waren dieselgetriebene U-Boote mit je einer Rakete, die in den küstennahen Gewässern der USA auf Abschußposition kreuzen sollten. Die zweite Variante bestand in einem U-Schiff, das mit je 40 Raketen an Bord in den Großen Seen der USA auf Grund liegen sollte. Zum Vergleich: Der Ohio-Typ als bisher größtes Raketen-U-Schiff der strategischen Offensivkräfte der USA ist mit 24 Raketen bestückt.

3. Rollen auf der „Großen Rennbahn"

Das war die, vor dem „Dense pack", abenteuerlichste Variante der MX-Stationierung: Für insgesamt 200 dieser Raketen sollten in den Wüstengebieten der USA-Bundesstaaten Utah und Nevada zusammen 4 600 Bunker gebaut werden (23 je Rakete). Vorgesehen war, jedes Projektil in bestimmten Abständen mit großen Transportern zwischen seinen 23 Silos zu verschieben, um die Aufklärung zu erschweren.

4. Die „explodierende" U-Bahn

Absicht: Die in Kanistern verpackten MX-Raketen sollten sich auf Tausenden von Kilometern unterirdisch verlegter Gleisanlagen von „Abschußbahnhof" zu „Abschußbahnhof" bewegen. Während der unterirdischen Reise der 39 Meter langen Raketenkanister sollte sich das Navigationssystem ständig auf die neue Position einstellen. „Im Ernstfall", so schrieb die BRD-Zeitung „Die Welt" am 25. August 1981, „brechen die Raketen in den Schutzkanistern durch die sandige Erdoberfläche aus den Tunneln heraus. Hydraulische Hebel . . . bringen die Raketen in eine Abschußposition von 50 Grad."

5. Der „Güterzug"

In Güterzügen installierte und abschußbereite MX sollten ruhelos und nach einem geheimen Fahrplan über das gesamte Schienennetz der USA verkehren; Neuaufguß einer Stationierungsidee für den MX-Vorgänger Minuteman.

6. Die „luftmobile Konzeption"

Jeweils eine MX sollte in Großraumflugzeugen vom Typ C-5 Galaxy placiert werden. Für den „Spannungsfall" hatte man vor, die Raketen-Maschinen starten und über 24 Stunden lang im Luftraum über den USA kreisen zu lassen. Dafür waren je Flugzeug drei Besatzungen vorgesehen. Später sollten die C-5 durch Maschinen ersetzt werden, die eine Dauerflugfähigkeit bis zu einer Woche aufweisen. Grund der Ablehnung des Projekts: Zu geringe Zielgenauigkeit beim – am Fallschirm erfolgenden – „luftmobilen Abschuß".

7. „Untermieter" bei der Titan

100 MX sollten in Silos, die zuvor die Titan (größte strategische Rakete der USA überhaupt) oder die Minuteman aufgenommen hatten, stationiert werden.

8. „Pencil Pusher" (Bleistift-Stoßer)

Diesem Prinzip zufolge wollte das Pentagon die MX in bis zu 1 000 Meter tiefen Silos im USA-Felsengebirge stationieren. Jeder der Schächte hätte mehrere Raketen aufnehmen können; ihren im unterirdischen Wasserbett schwimmfähigen Schutzkanistern war eine „bleistiftähnliche Spitze" zugedacht. Daher der Name des Projekts.

9. Erstschlag aus der Erdumlaufbahn

In Spannungsperioden soll die MX-Armada in den Kosmos gestartet und dort auf Umlaufbahnen um die Erde „geparkt" werden. Die damit verbundene Absicht erklärte die BRD-Zeitung „Die Welt" am 24. April 1982 unumwunden: „Die atomaren Gefechtsköpfe könnten im Kriegsfall aus der orbitalen Wartebahn auf Ziele in der Sowjetunion gelenkt oder für den Fall eines falschen Alarms ohne Explosion der Kernwaffen zur Erde zurückgerufen werden."

10. „Dense Pack" (Dichtes Bündel)

Unterirdische engräumige Stationierung von 100 MX-Raketen im USA-Bundesstaat Wyoming auf einem langgestreckten Rechteck von 22,4 Kilometern mal 1,6 Kilometern. Der Abstand von Silo zu Silo beträgt 540 Meter. Die Wände der Silos sollen 1,80 bis 2,40 Meter stark sein.

Fortsetzung von Seite 80

25. 11. 1982, 7000 strategische Gefechtsköpfe.

... Ein Bündel an Aggressivität

Die MX gehört von der Einordnung her zur Gruppe der bodengestützten strategischen Raketen. Ihre Produktion und Installierung verletzen das zwischen den Staatsoberhäuptern der Sowjetunion und der USA im Jahre 1979 (und in der Nachfolge vom USA-Senat nicht ratifizierte) SALT-II-Abkommen. Dieses Abkommen verbietet den Bau neuer Startsilos für landgestützte Raketen. Doch genau dies wird in Wyoming vorgenommen. Die Installierung der künftigen MX-Raketen soll in der Form des „Dense pack", des „dichten Bündels", geschehen.

„Die 100 MX", schrieb die BRD-Agentur DPA am 23. November 1982, „sollen in einem langgestreckten Rechteck von 22,4 Kilometern mal 2,4 Kilometern in einem Abstand von jeweils 540 Metern dicht unter der Erdoberfläche installiert werden." Nähere Auskünfte über das Gesamtsystem des „dichten Bündels" hatten die in Paris erscheinende USA-Tageszeitung „International Herald Tribune" bereits am 14. April 1982 geliefert. Sie schrieb: „Das Dense Pack besteht darin, daß jede Rakete zehn vertikal angelegte Startschächte hat, die bis zu 600 Metern angelegt sind. Die Kombination von einer Rakete und zehn dieser Startschächte nennt man Dense pack. Nur wenn eine Rakete ein oder zweimal im Jahr für die (routinemäßige) Wartung aus dem Startschacht herausgezogen wird, kommt sie danach in einen anderen, der sie verdeckt." „Nehmen wir an", so schrieb ein Mr. Colin S. Cray, „es handelt sich um hundert Ziele. Wenn wir all diese hundert Ziele treffen könnten, würden wir jedes Mitglied des Politbüros erwischen, jedes Mitglied des Zentralkomitees ... wir würden also dem sowjetischen Huhn den Kopf abschneiden."

Der Verfasser dieser Zeilen gehört nicht zum Patientenkreis von Psychiatern, derer es in den USA ja noch mehr geben soll als Raketen. Colin S. Cray ist Berater des USA-Außenministeriums sowie der USA-Rüstungskontroll- und Abrüstungsbehörde. Er ist zugleich Mitverfasser eines Papiers des USA-Verteidigungsministeriums, das im Auftrag des derzeitigen USA-Präsidenten erstellt wurde. Die Quintessenz dieses Machwerkes lautet: „Sieg in einem Kernwaffenkrieg."

Dafür wird ein Verbund von Erstschlags-Systemen aufgerüstet, wie die U-Schiff-Rakete Trident II, das System der – auch für die Stationierung in West- und Südeuropa bestimmten – Flügelraketen sowie die MX. Alles ist bis ins kleinste berechnet. Ähnlich dachte auch die faschistische deutsche Wehrmacht vor dem Überfall auf die Sowjetunion.

Die MX sind nicht die ersten lebensgefährlichen Gäste im Bundesstaat Wyoming. Bekannt ist, daß dort bereits 150 strategische Boden-Boden-Raketen des Typs Minuteman 3 stationiert sind, unweit des Luftwaffenstützpunktes „F. E. Warren". Und in deren Nähe pflügen jetzt die aggressivsten Kreise des USA-Imperialismus ihren neuesten Raketenacker um. „Reife"-Termin ist das Jahr 1986. Das, was in den Ebenen Wyomings vor sich gehen soll, – gleich, in welcher Form die Stationierung erfolgt – charakterisiert den illusionären und gefährlichen Drang des USA-Imperialismus, ein militärisches Übergewicht über die Sowjetunion und die gesamte sozialistische Staatengemeinschaft erreichen zu wollen. In diesem aggressiven Zusammenhang gilt MX als Synonym für die Verschärfung der internationalen Lage und für die dafür Alleinverantwortlichen. In diesem Fall heißt die Adresse „Martin Marietta", jener USA-Luftrüstungskonzern, von dem noch weitere Gefahren für den Frieden ausgehen. Denn im Aufsichtsrat und in den Konstruktionsbüros von „Martin Marietta" entstand die Idee für die Pershing 2, jene ballistische Rakete, mit der die NATO, wie es ihr Raketenbeschluß vom 12. Dezember 1979 vorsieht, ein Übergewicht auf dem Gebiet der Kernwaffenträger mittlerer Reichweite in Europa anstrebt. Beide, die MX und die Pershing 2, kennzeichnen das Streben der NATO nach Übergewicht.

Sie illustrieren die NATO-Doktrin vom Kernwaffenerstschlag. Sie sind vom Wesen der Sache her eine Selbstentlarvung des Systems, das die alleinige Schuld an der größten Bedrohung des Friedens trägt, der die Menschheit seit dem Ende des zweiten Weltkrieges gegenüber steht. Wie harmlos nehmen sich dagegen doch die aggressiven Grizzly-Bären im Yellowstone Naturpark aus.

Text: Kurt Henze
Bild: Archiv
Karte: nach „Time" vom 6. 12. 1982

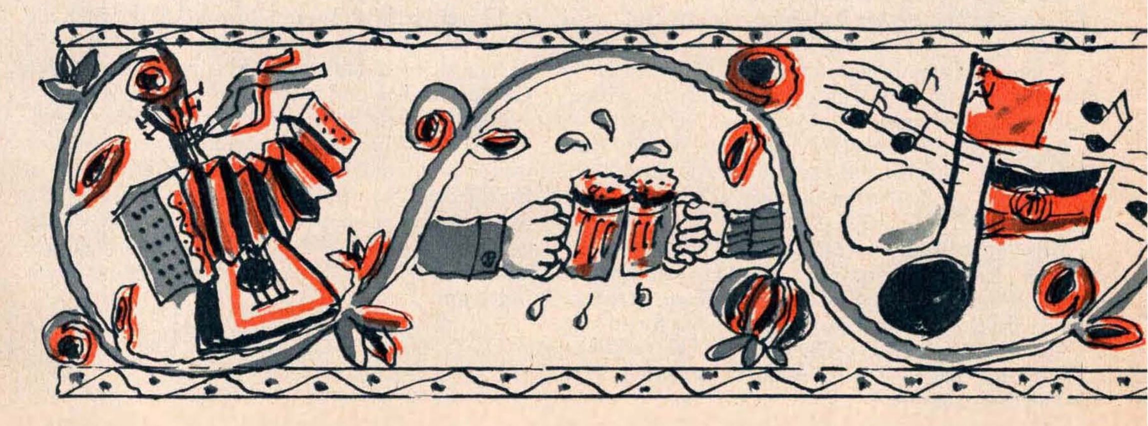
und die Niedergeschlagenheit der anderen. Nicht wegen der schlechten Bewertung, die nun zu erwarten ist. Sie wird sehr schlecht sein, weil vier Fehlschüsse in einem Gefecht Verluste bedeuten, bewegungsunfähige Selbstfahrlafetten, und in den Kampfräumen tote und verletzte Soldaten.
Bei den weiteren Kontrollen stellt sich heraus, daß Streckenbach die Skala der Höhenrichtmaschine falsch eingestellt hat, aus Übermüdung und mangelnder Konzentration.
Rabisch ist mit dieser Begründung nicht zufrieden. Er dringt in Streckenbach, will alles genau wissen und will, daß die Bedienung und die Offiziere, einschließlich des Batteriechefs, erfahren, worauf Streckenbachs Fehler tatsächlich zurückzuführen ist.
„Unkonzentriertheit ist doch nicht die Ursache", sagt der Leutnant laut, „sondern sie ist die Folge von etwas. Also los!" fordert er den Soldaten auf, „wie ist das mit Ihrem Mädchen?"
Alle horchen auf. Streckenbach sagt leise: „Sie wissen das? Woher wissen Sie ..."
„Ich hab Sie geseh'n mit ihr, zweimal. Und ich hab auch beobachtet, wie Sie letztens an ihr vorbeigegangen sind, als ob sie das Mädchen nicht kennen, vorbei, nur weil Renner und Aller bei Ihnen waren."
„Aha!" ruft Renner und spuckt aus. Streckenbach spricht mit leiser, eintöniger Stimme weiter: „Im Ausgang, beim letzten, hat sie mich stehenlassen. Alles aus! Nur weil ich zu dusselig war, zu feige, mit diesem Distanz-Rummel Schluß zu machen. Keine feste Bindung, solange wir bei der Truppe sind. Den Rücken freihalten. Absteigen ja, aber ohne jede Verpflichtung. Erst als Leidenfrost kam ..."
„Fechners Bedienung", Rabisch schaltet sich wieder ein, „hat eine ganze Weile nur dieses lächerliche Motiv zusammengehalten, aber nicht Kameradschaft."
„Mir scheint", sagt Oberleutnant Reich, „Sie haben alles gewußt, Genosse Leutnant."
„Sie auch." entgegnet Rabisch.
„Ich?"
„Spätestens seit drei Tagen. Nur, Streckenbach wurde ja ... abgefertigt, wurde ... das wissen Sie doch. Paradepferde sind eben nie viel wert."
„Schluß jetzt!" Der Oberleutnant herrscht Rabisch an. „Was hat das alles mit den Fehlschüssen zu tun! Und außerdem ist hier keine FDJ-Versammlung!"
Die vor drei Tagen war auch keine", sagt Rabisch rasch. Reich kommt nicht zur Antwort, weil er gerufen wird. Der Regimentskommandeur verlangt nach ihm. Unwillig auftretend und rasch entfernt sich der Oberleutnant. Die anderen Offiziere machen sich auf den Weg zu ihren Soldaten. Das Schießen geht weiter.
Fechners Bedienung sitzt stumm beisammen. Leidenfrost blickt einen nach dem anderen an. Fechners Gesicht zeigt noch immer Fassungslosigkeit. Die Falte zwischen den Brauen ist weg. Allers Mundwinkel sind tief und scharf. Vor sich hinstarrend schüttelt er hin und wieder den Kopf. Matthai gräbt mit einem Stock die trockene graubraune Erde zwischen seinen Stiefeln um. Streckenbach sitzt, mit dem Rücken an eine Kiefer gelehnt, mit geschlossenen Augen da. Dunkle geschwollene Tränensäcke deuten seine Erschöpfung an. Renner starrt böse, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, bald auf Leidenfrost, bald auf Streckenbach.
Leidenfrost ahnt, daß eine schwere Zeit für die Bedienung anbrechen wird, auch für ihn. Niederlagen nimmt man denen, deren Erfolg man gewohnt ist und erwartet, besonders übel. Nur Rabisch wirkt ruhig, unternehmungslustig. Er lächelt sogar beim Anblick der hängenden Köpfe, und dann ruft er: „Sagt mal, was seid Ihr denn, trübe Tassen oder Männer? Menschenskinder, es geht weiter. Ihr seid einfach zu weit oben gewesen, Fechner. Erfolgsüberheblichkeit. Habt gedacht, ihr könnt alles und die andern können euch mal."
Er lächelte. Leidenfrost begreift, daß Rabisch mehr gewußt hat als alle anderen, Zusammenhänge und Konsequenzen eher begriffen hat, alles für sich behielt und abwartete. Als habe er genau gewußt, daß eines Tages etwas geschieht, das alle anderen zwingt, nachzudenken und Veränderungen zu beginnen. „Jetzt geht's weiter", wiederholt Rabisch. „Beziehungsweise, es geht erst mal richtig los. Einfach wird's nicht, das kann ich euch verraten. Erst einmal werden sie versuchen, alles auf euch zu schieben. Dann werden sie nach und nach begreifen, daß eure Geschichte alle angeht. Also, jetzt geht's erst mal richtig los, Jungs!"
Sie blicken auf und ihren Zugführer an, der sagt: „Jetzt müßt ihr beweisen, was ihr wirklich wert seid, einer wie der andere und alle zusammen."
Jedes weitere Wort ist überflüssig. Aus der Stellung knallt das Echo neue Abschüsse herüber. Alle richten sich auf, als könnten sie die davonjagenden Granaten sehen und erkennen, ob sie das Ziel auch treffen. In diesem Aufrichten und in den Gesichtern ist der Wunsch, die anderen alle mögen heute treffen und damit ihr Versagen ausbügeln. Leidenfrost jedenfalls wünscht sich das. Ihm sind die anderen zum ersten Mal, seit er zur Bedienung gehört, nahe. Trotz der Niederlage fühlt er sich zum ersten Male mit ihnen verbunden und bei ihnen gut.

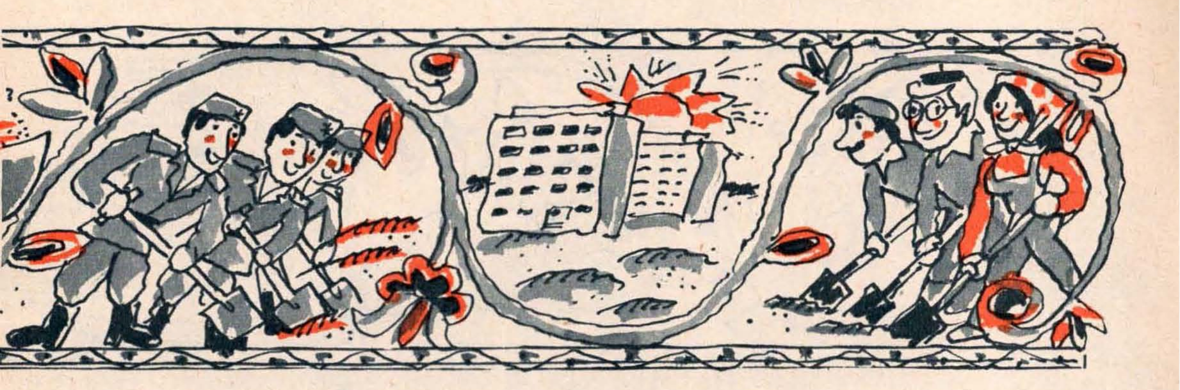


Am heitersten sei er, sagen ihm seine Genossen nach, wenn es besonders schwierig ist. Bei schweren Gefechtsdiensten, bei Übungen und Märschen, da mache Gardegefreiter Sergej Koshuchar mit seinem lustigen Wesen und einer ganzen Portion Mutterwitz allen neuen Mut. Und schwierig pflegt der Waffendienst häufig zu sein, nicht nur in der Nationalen Volksarmee. Gefreiter der Reserve Wolfgang Steinberg weiß davon ein Liedlein zu singen, bekräftigt jedoch aus eigener Erfahrung: „Bei den Freunden ist das sogar noch schwieriger. Denen wird in der Ausbildung nichts geschenkt. Und dann über Tausende von Kilometern fern der Heimat und der Familie dienen – mein lieber Scholli!" Das sagte er stets, wenn ihm etwas besondere Achtung abnötigt, dies „mein lieber Scholli".
Er weiß als gedienter Reservist aus dem Hans-Kahle-Regiment genau, wovon er spricht: „Wir haben dort so manchen militärischen Leistungsvergleich, sportlichen Wettkampf und kulturellen Wettstreit ausgetragen. Da habe ich mehr als einmal das hohe militärische Können der Freunde bewundert. Jedenfalls haben wir uns jedesmal ganz schön strecken müssen."
Während ihrer aktiven Dienstzeit sind sich der Betonfacharbeiter Wolfgang Steinberg und der Kombinefahrer Sergej Koshuchar nicht begegnet. Wohl aber 1982. Und das kam so.

Eine Kraterlandschaft verschwindet

Am Nachmittag des 21. Mai, einem Freitag, reiben sich die von der Arbeit heimkehrenden Bewohner des Wohnbezirks II einer Kleinstadt im Norden der Republik ungläubig die Augen. Hunderte Kubikmeter Mutterboden liegen da zwischen den im Februar neubezogenen Häusern, so wie sie von den Kippern gerade heruntergerutscht sind, Häufchen für Häufchen. Schönes Wochenende ade, seufzen manche. Und sie staunen. Zum einen, daß die für Anfang März angekündigten Erdmassen nun plötzlich doch und ohne Vorwarnung geliefert wurden, und zum anderen darüber, daß alles einfach nur so hingeschüttet daliegt: Nun seht mal zu, wie ihr das hinkriegt, schienen die Kipperfahrer gedacht zu haben.
Wer hat da zuerst sich Gedanken zu machen? Der Sekretär der Wohnparteiorganisation natürlich, Alfons Scherner. Und der Vorsitzende des Wohnbezirksausschusses der Nationalen Front, in unserem Falle Eginhard Kubilek. Sie haben nach einigem Grübeln eine Idee, die jedoch so richtig nur mit einem Dritten im Bunde Aussicht auf Erfolg bietet. Das ist Unteroffizier der Reserve Siegfried Schoknecht, der an der Drushba-Trasse als Schweißer gearbeitet hatte. In der nahegelegenen so-





wjetischen Garnison fand er im Januar offene Ohren und Herzen, als er in fast akzentfreiem Russisch über das große Erlebnis des Zusammenwirkens an diesem Großbau berichtete. Und der findige WBA-Vorsitzende Kubilek wußte das sofort zu nutzen, um enge Bande zu den Genossen der Sowjetarmee zu knüpfen. Zu welchen Schluß die Drei kamen, das ahnt der gewitzte Leser spätestens jetzt: Jawohl, zu dritt begeben sie sich mit einem Wunsch zum Kommandeur. Der erfüllt ihn, so rasch er kann: Am 29. Mai, dem darauffolgenden Sonnabend, rükken zwölf Sowjetsoldaten mit schwerer Räumtechnik an. Die Freiflächen vor, hinter und zwischen den Wohnblocks sind an einem einzigen Vormittag planiert. Für die Bewohner ist es von nun an wesentlich leichter, die Feinarbeiten zu leisten, Bäume und Sträucher zu pflanzen, Rasen zu säen, Wäschetrocken- und Kinderspielplätze anzulegen – alles im „Mach mit!"-Wettbewerb.

Die Sowjetsoldaten, einmal so richtig in Schwung, helfen bis in die späten Abendstunden noch beim Ausheben von fünf Kilometern Gräben für die Straßenbeleuchtung. So kommen sich die Zwölf und die Bewohner nahe, und so lernen sich Wolfgang Steinberg und Sergej Koshuchar kennen. „Haben die Jungs ein Tempo vorgelegt, mein lieber Scholli!" Wer sagt das? Klar, Wolfgang Steinberg.

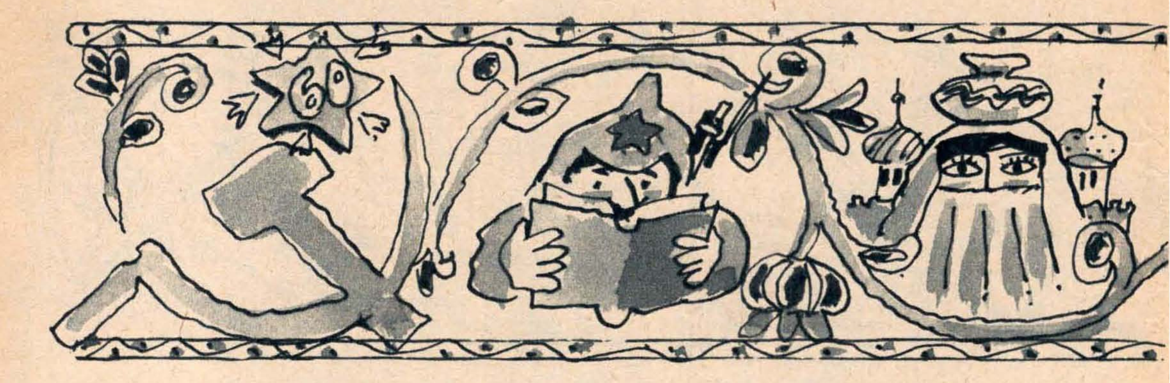
Saure Wochen – frohe Feste

Freilich lassen es sich die Mieter des Neubauviertels nicht nehmen, ihre so hilfreichen Gäste bestens zu bewirten. 160 Stunden, pro Mann mehr als 13 mal 60 Minuten für die Bürgerinitiative im Wohngebiet, das ist kein Pappenstiel. Darin sind sich alle einig.

Eines Tages gehen Eginhard Kubilek und Siegfried Schoknecht erneut mit einem Wunsch zum Kommandeur: die fleißigen Helfer vom Mai möchten mitfeiern, nun, da alles im Lot ist und das Wohngebiet im schönsten Grün erstrahlt. Der Kommandeur sagt zu. Wir schreiben Juli, als die Mieter nach getaner Arbeit ihr erstes Wohngebietsfest feiern. Da kommen die zwölf Sowjetsoldaten erneut und wieder nicht mit leeren Händen, haben statt Hacken und Schaufeln diesmal Dombra und Balalaika mitgebracht und erfreuen ihre Gastgeber mit Liedern und Tänzen.

Doch das sollte noch nicht die letzte Begegnung sein. Als Alfons Scherner, hauptberuflich Produktionsleiter in einem Metallbaukombinat, in der sowjetischen Kaserne über Grundsätze und eigene Erfahrungen beim Meistern des RGW-Komplexprogramms referiert, trägt er dem sowjetischen Kommandeur einen dritten Wunsch vor. Nun,



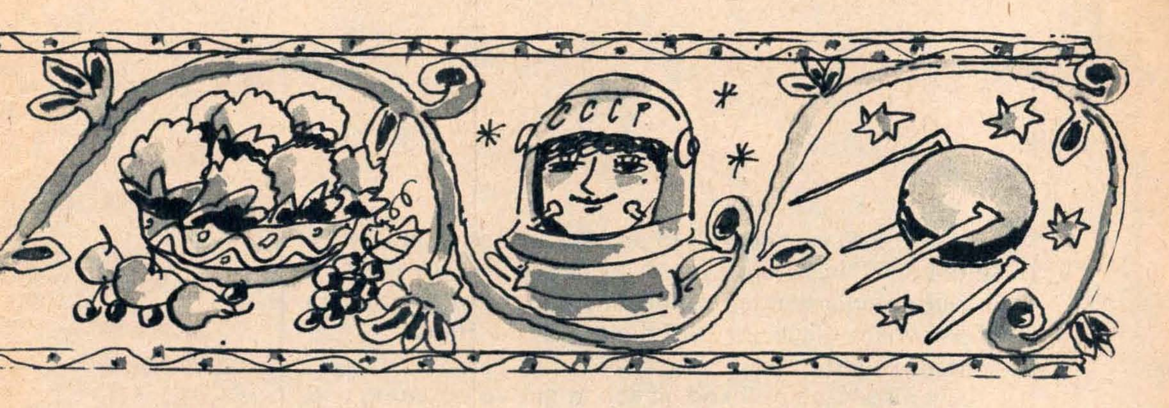


da sich bald der Tag zum 60. Male jähre, an dem die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken gegründet wurde, könnten da nicht. . . ?
Der Kommandeur, diesmal muß er lange nachdenken, telefonieren, wieder überlegen. Eine dienstliche Maßnahme, verstehen Sie? Alle zwölf, das geht nicht. Waffendienst ist eben schwierig. Doch vier von jenen wird er schicken, das läßt sich einrichten. Der Kommandeur lächelt vielsagend, als er seinen Gast verabschiedet. Er weiß, was er tun wird: Vier aus vier verschiedenen Sowjetrepubliken in Marsch setzen.

Der Wissensdurst wird gestillt

Herzlich als nun schon gute Bekannte werden begrüßt: Leutnant Dshansug Gagnidse, der aus Kutaissi stammt und somit Georgier ist; Sergeant Igo Makarow, er war Traktorist im Tulaer Gebiet und ist Russe; Gefreiter Muslym Abakyrew, gebürtiger Usbeke, ist Viehzüchter und zu Hause gefeierter Dombraspieler; und der uns bereits bekannte Sergej Koshuchar, Kombinefahrer aus der Gegend von Uman in der Ukraine. „Er hat immer eine Hasenpfote in der Tasche", erzählt Wolfgang Steinberg, was in Mecklenburg soviel heißt wie: Er ist immer zu Späßen aufgelegt. Und seit die Planierraupe damals im Mai bokken wollte, mancher etwas ratlos dreinblickte und Sergej zuerst auf einen Dreh kam, ihr den Bock auszutreiben, weiß hier jeder: Da war's schwierig, doch er verlor den Humor nicht und fand den Ausweg.
Natürlich wollen die Gastgeber viel von ihren Gästen wissen. Und obwohl sich Soldat Koshuchar und Siegfried Schokecht in das Übersetzen teilen, haben sie alles andere als einen geruhsamen Nachmittag. Mit sehr viel Taktgefühl spürt Gefreiter Abakyrew, wann die Zeit heran ist, zur Dombra zu greifen, damit die beiden einmal verschnaufen können. Jeder der Vier entwikkelt dann ein Bild von der Schönheit seiner unmittelbaren Heimat, spricht vom Werdegang seiner Familie. Muslym Abakyrew erzählt, daß seine Großmutter noch verschleiert ging, als 1928 in Usbekistan die Sowjets alle Macht übernahmen, und daß Großvater Analphabet war. Erst von 1930 an lernte dieser Lesen, Rechnen und Schreiben; da stand er bereits im 27. Lebensjahr. Dennoch wurde aus dem Viehtreiber noch ein angesehener Zootechniker. Als Muslym Soldat wurde, gab ihm der Großvater mit auf den Weg: „Du wirst mit Soldaten anderer Sowjetrepubliken dienen. Zeige ihnen, daß du ein guter Usbeke und damit ein tapferer Sowjetsoldat bist."





Sowjetsoldaten dreier Generationen

Leutnant Gagnidse spricht davon, daß sein Großvater als Bataillonskommandeur im Großen Vaterländischen Krieg kämpfte und für Tapferkeit mehrmals mit hohen Orden geehrt wurde. Er fiel in den letzten Kriegstagen. Vater Gagnidse diente in der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland und hat Dshansug, als der noch ein kleiner Junge war, viel von den fleißigen Bürgern in der DDR und von den Waffenbrüdern in der Nationalen Volksarmee erzählt. „Das alles finde ich nun selbst bestätigt und vermittle es wieder meinen beiden Söhnen", sagt er den anwesenden DDR-Bürgern. „So hat ihr Fleiß bei den Einsätzen im Mai uns sehr beflügelt", fügt er hinzu.

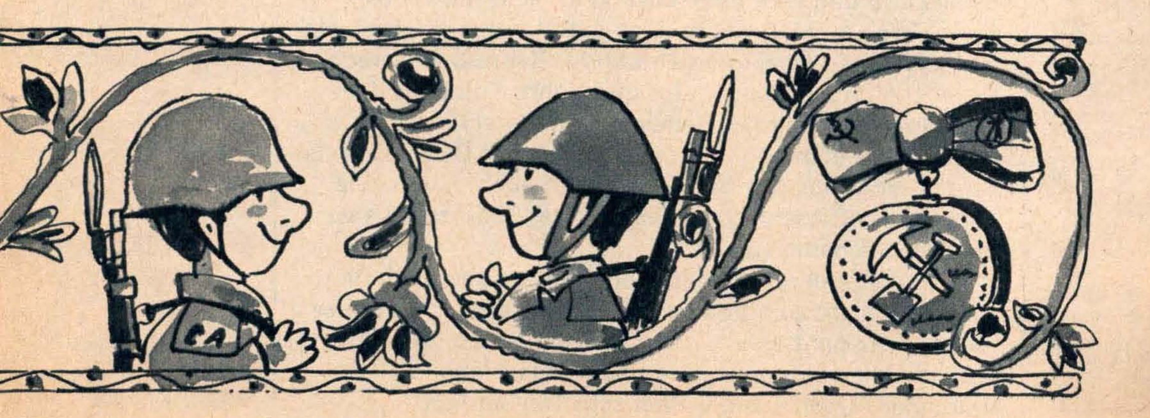
Sergeant Igor Makarow erinnert sich daran, daß sein Vater 1963 zu den Sowjetsoldaten gehörte, die zu einer Ehrenwache gemeinsam mit Soldaten der NVA aufgezogen waren. Sie fand an der Gedenksäule auf dem Franz-Parr-Platz in Güstrow statt. Anlaß war der 150. Jahrestag der Befreiungskriege gewesen. „Die deutsch-russische Waffenbrüderschaft, die unsere Völker im Kampf gegen Napoleon einte, sie ist noch heute in unseren beiden Armeen lebendig, vertieft von unseren gemeinsamen sozialistischen Idealen", erläutert der junge Unteroffizier. Erstaunt sind die Gastgeber darüber, wieviel die sowjetischen Freunde über das fortschrittliche Erbe wissen, das in der näheren Umgebung wurzelt. So der begeisterte Bewunderer der Kunst Ernst Barlachs, Sergej Koshuchar. Er erinnert an den Maler Georg Friedrich Kersting (1785–1847), der in Güstrow das Licht der Welt erblickte: „Er stritt in derselben Kompanie des Lützowschen Freikorps wie der Dichter Theodor Körner. Dort erwies er sich als tapferer Kämpfer und geachteter Waffenbruder der russischen Soldaten. Er wurde zum Offizier ernannt, und er erhielt den russischen Sankt-Georg-Orden verliehen."



Nicht gerade mit einem Orden, aber immerhin mit einer Auszeichnung aus unserem Land werden diese Vier und ihre acht Mitstreiter beim „Mach mit!"-Einsatz vom Mai 1982 in ihre Heimat zurückkehren: mit der Ehrennadel der Nationalen Front in Silber. „Haben die sich darüber gefreut", strahlt Wolfgang Steinberg. „Mein lieber Scholli!"

Oberstleutnant d. R.
Wilfried Schütze

Illustrationen: Fred Westphal



Soldatenkameradschaft?

Eine aktuelle Umfrage

Lutz und Reiner hocken in der Ausgangsstellung der Sturmbahn. Nieselregen hat den Laufweg aufgeweicht. Es wird schwer werden, heute eine gute Note zu schaffen. Oberleutnant Claus, ihr Zugführer, hebt die Hand. Achtung! Start!

Lutz rutscht ab und kommt schon mit Verzögerung aus dem Graben. Er murmelt einen Fluch, denn seine linke Hand platscht auch noch in ein Modderloch. Schnell holt er aber auf, überwindet flink die Hindernisse. An der Häuserwand ist er bereits an Reiner vorbei. Rücklauf. Stahlhelm ab, Schutzmaske auf. Auch Reiner stülpt sich die Gummihülle über den Kopf. Wieder rennen sie. Lutz merkt, wie jetzt die Kräfte nachlassen. Seine Füße berühren den glitschigen Boden unkontrolliert. Er sieht aber noch, wie Reiner leichtfüßig an ihm vorbeizieht, so als ob ihm der Sauerstoffmangel nichts ausmachen würde. Lutz kann sich das nicht erklären. Noch nie war Reiner so in Form. Er galt sogar als träge und erreichte geradeso die Normzeit. Woher kommen auf einmal seine Kräfte?
Lutz rennt schneller. Vor seinen Augen tanzen bunte Kreise. Endlich, da ist das Ziel. Maske runter. Er hört wie durch einen Nebel seinen Zugführer: „Eine gute Zeit!"

Hin- und hergehend erholt sich Lutz. Dabei fällt sein Blick auf den etwas abseits stehenden Reiner, der verstohlen an seiner Schutzmaske nestelt. Plötzlich rutscht der Schlauch seiner Maske heraus. Er war nicht am Filter angeschraubt. Hastig stopft Reiner das Ende mit dem Schraubring wieder in die Maskentasche. Nun weiß Lutz, warum Reiner heute so erstaunlich gut war.

Auswertung: Reiner erhält von Oberleutnant Claus ein dickes Lob und eine Eins. Lutz' Zeit reicht nur für eine Zwei. Auch er wird gelobt. Eine gute Leistung angesichts der schlechten Bedingungen auf der Bahn. Das Gerechtigkeitsgefühl von Lutz bohrt und bohrt. Soll er es dem Zugführer melden, daß Reiner betrogen hat?

FDJ-Versammlung. Lutz meldet sich zur Diskussion. Er spricht nicht nur von Betrug, sondern auch davon, wie wichtig das Belastungstraining mit der Schutzmaske ist, um gefechtsbereit zu sein.

Heiko hebt ebenfalls den Finger. Man solle doch diese Bagatelle nicht so aufbauschen. Und außerdem fände er es von Lutz ganz schön unkameradschaftlich, in aller Öffentlichkeit zu petzen. Man hätte das Problem auch unter vier Augen aus der Welt schaffen können . . .

War Lutz unkameradschaftlich? Und was ist denn das – Soldatenkameradschaft?

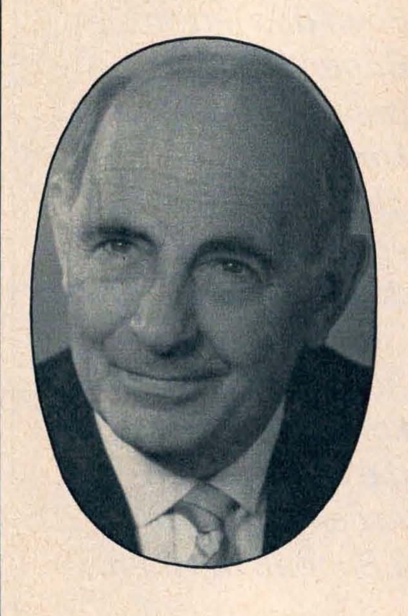
Diese Frage stellten wir Genossen der Grenzkompanie „Egon Schultz" im Truppenteil „Heinrich Dorrenbach".

Feldwebel Michael Büttner (22), stellvertretender Zugführer, eröffnet die Diskussion: „Ein ähnliches Beispiel, wie es hier geschildert wurde, habe ich auf der Unteroffiziersschule erlebt. Allerdings geschah alles bei schönem Wetter. Wir trainierten für eine Überprüfung, die am nächsten Tag sein sollte. Und ein Genosse unseres Zuges erfüllte die Norm mit der Note Zwei, obwohl er es sonst gerade man so mit einer Drei schaffte. Später, auf der Stube, erzählte er, daß auch er den Schlauch abgeschraubt hatte. Damals habe ich mitgelacht und in ihm einen pfiffigen Burschen gesehen. Mir kam gar nicht in den Sinn, daß das Betrug ist. Erst später habe ich darüber nachgedacht. Heute würde ich mich natürlich anders verhalten, keine Frage. Lutz hätte viel früher handeln müssen. Kameradschaftliche Hilfe hätte er geleistet, wenn er es dem Zugführer gleich gemeldet hätte, auch auf die Gefahr hin, als ‚Zinker' zu gelten. Denn die physische Ausbildung ist doch kein Spiel das sich der Zugführer mit seinen Genossen leistet. Oberleutnant Claus handelt in gesellschaftlichem Auftrag – eben standhafte, ausdauernde, kraftvolle Soldaten auzubilden, die sich bei chemischem Alarm richtig verhalten und nicht schlapp machen, wenn sie unter Belastung die Schutzmaske tragen müssen."

Ergänzend äußert sich Unteroffizier Bernd Felgentreu (20), Gruppenführer. „Kameradschaftlich wäre Lutz gewesen, wenn er Reiner gleich zur Rede gestellt hätte. Unter vier Augen. Denkbar wäre, daß Lutz ihn ermutigt hätte, selbst zum Zugführer zu gehen, um den Betrug zu ‚beichten'. Das wäre anständig, so gehört sich das unter Genossen. Reiner wollte sich ein Erfolgserlebnis verschaffen. Und das ist doch eigentlich eine positive Reaktion. Nur die Mittel, um dies zu erreichen, sind untauglich. Unter den Bedingungen einer militärischen Auseinandersetzung zählt doch jeder Mann. Und da geht es nicht schlechthin ums Überleben, sondern ums Weiterkämpfen. Deshalb sind erschwindelte Erleichterungen in der Ausbildung in jedem Falle Selbstbetrug.

In der FDJ-Versammlung generell über solche Probleme zu sprechen, finde ich prima. Das schafft, glaube ich, ein gutes Vertrauensverhältnis untereinander und auch zu den Vorgesetzten. Ich mühe mich sehr, Unzulänglichkeiten mit meinen Genossen im Gespräch auf der Stube zu klären. Leider werde ich dabei mitunter ‚sitzengelassen'. Noch nicht bei allen Genossen ist die Bereitschaft vorhanden, falsches Verhalten ändern zu helfen. Das empfinde ich zum Beispiel als unkameradschaftlich. Ich will doch nur das Beste im Interesse eines guten Grenzdienstes."

Soldat Burkhard Arend (23) wurde vorzeitig zum Postenführer ernannt. Er nimmt seine militärischen Aufgaben sehr ernst. Während des Grenzdienstes kommen von ihm sehr viele Lagemeldungen. Dies brachte ihm Belobigungen ein, jedoch auch Untertöne von einigen Genossen, er würde ein Streber sein. Dies sei sehr unkameradschaftlich, meint Burkhard Arend. Man versehe doch seinen Auftrag nicht um des Lobes Willen gut, „sondern weil der Dienst an der Grenze den ganzen Mann fordert und fordern muß. Hier werden Genossen gebraucht, die unerschrocken, klug und ehrlich sind. Ich hätte mir den Reiner sofort vorgeknöpft. Erst wenn er ganz und gar uneinsichtig reagiert hätte, käme für mich die Auseinandersetzung im Kollektiv in Frage. Die Unehrlichkeit von Reiner richtet sich doch im Endeffekt

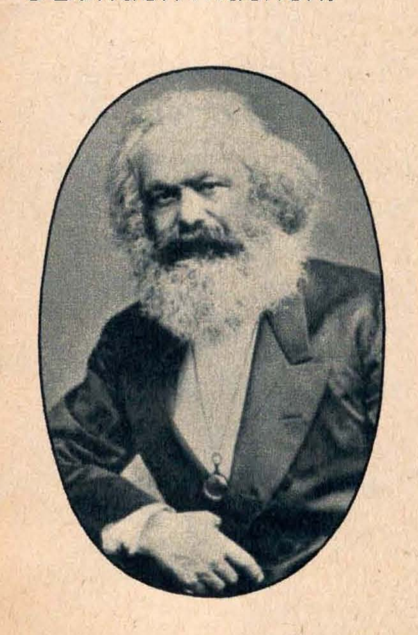


Denn Kameradschaft ist kein Wunder, das vom Himmel fällt, wenn einer nachts trostsuchend durch die Straßen rennt; Kameradschaft muß erkämpft werden!

Gustav von Wangenheim

Karl Marx an
Friedrich Engels
am 16. August 1867:

Eben den letzten Bogen (49.) des Buchs fertig korrigiert... Bloß Dir verdanke ich es, daß dies möglich war! Ohne Deine Aufopferung für mich konnte ich unmöglich die ungeheuren Arbeiten zu den 3 Bänden machen.



gegen ihn selbst, auch wenn ihm das noch nicht bewußt ist."

Nach einigem Nachdenken möchte auch Gefreiter André Rieger (20) seine Meinung sagen: „Leistungstraining, ob nun auf der Sturmbahn oder in anderen Ausbildungsfächern, ist wichtig. Der Dienst an der Staatsgrenze verlangt doch viel Kraft und Stehvermögen im wahrsten Sinne des Wortes. Deshalb war das kompletter Mist, was der Reiner da verzapft hat. Andererseits denke ich mir, daß man solche ‚kleinen Igel' am besten in der Gruppe kämmt, ohne den Vorgesetzten. Ist das Problem aus der Welt, kann ja der Zugführer informiert werden. Auf keinen Fall hat es Sinn, solch eine Sache zu vertuschen. Vielleicht würde Reiner sonst auch bei anderen Gelegenheiten unehrlich sein. Natürlich kann dem Lutz aus der Situation heraus der Vorwurf des Petzens gemacht werden. Aber man muß doch dabei ein bißchen weiter denken. Vom richtigen Umgang mit der Waffe und auch mit der Schutzausrüstung kann doch möglicherweise das eigene Leben und das anderer abhängen. Natürlich ist es nicht leicht, sich mit dem Fehlverhalten der Mitstreiter auseinanderzusetzen. Und in den meisten Fällen wird solch ein Genosse auch sauer reagieren. Ich bin ja nun schon lange Postenführer, Man sammelt dabei viele Erfahrungen. Und gerade die richtig verstandene Kameradschaft ist beim Grenzdienst wichtig. Dazu rechne ich vor allem unbedingtes Vertrauen zu dem Genossen, mit dem man an der Grenze steht. Dazu gehört eben auch die gut gemeinte Kritik. Das Schlimmste ist doch wohl Heuchelei und Gequatsche hinter dem Rücken des anderen. Jeder muß bei uns das absolute Gefühl haben, ich kann mich auf den Posten oder umgekehrt, auf meinen Postenführer, verlassen."

„Häufig erkennt man ehrliches Verhalten zueinander in den kleinen Dingen des Zusammenlebens", meint Gefreiter Michael Kaden (21) und denkt dabei an seine Stubenältesten-Funktion. „Ich bin nicht der Typ dafür, etwas mit Nachdruck durchzusetzen. Lieber mache ich es dann selber, während andere sich drücken. Auf jeden Fall ist es nicht die feine Art, wenn zum Beispiel Reinigungsarbeiten nicht gleichmäßig auf alle aufgeteilt werden. Ein Beispiel für Kameradschaftlichkeit erlebte ich kürzlich. Ich wollte in Urlaub, und mein Zug fuhr zu einer ziemlich frühen Zeit. Ich mußte aber noch die Postenverpflegungstanks reinigen. Wortlos sprang da Soldat Becker für mich ein, und ich konnte unbeschwert zum Bahnhof traben."

Ehe Soldat Uwe Winzer (20) zum gewichtigen Wort ausholt, zitiert er, sozusagen als Beigabe zum Thema, ein Wort von Goethe aus „Torquato Tasso": „Der Mensch erkennt sich nur im Menschen."

„Ein gutes Kollektiv kann sich dann entwickeln, wenn sich alle Genossen offen und aufrichtig zueinander verhalten. Erst damit sind doch wichtige Voraussetzungen gegeben, um seine Sache als Grenzer in den achtzehn Monaten wirklich gut zu machen. Bei mir im Zug ist noch nicht alles so, wie ich es mir wünsche. Ich sehe wohl, daß sich das dritte Diensthalbjahr mitunter ganz schön aufspielt und viele unangenehme Dinge auf uns, auf die vom zweiten, abwälzt. Das ist meiner Meinung nach unkameradschaftlich. Da lasse ich auch nicht als Argument gelten, daß die Gefreiten dafür mehr Erfahrungen im Grenzdienst besäßen. Das stimmt zwar, aber das berechtigt sie doch nicht, uns Jüngere so zu behandeln, als wären wir nicht ihre Genossen, die mal ihren Platz einnehmen. Wenn wir im dritten Diensthalbjahr sein werden, können wir ebenfalls umsichtiger und besser unseren Dienst versehen. Außerdem habe ich auch Genossen kennengelernt, die mit zwei Zungen reden. Das ist ein besonders

miserables Verhalten. Zur Soldatenkameradschaft gehört eben nicht nur, daß man dem anderen zur Seite steht, wenn der Probleme hat, sondern vor allem Ehrlichkeit zueinander – auch im Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten."

„Für mich ist Soldatenkameradschaft, daß man sich in der Ausbildung gegenseitig hilft. Reiner kann das unverdiente Lob doch gar nicht verdauen, wenn er nicht ein ganz schlechter Kerl ist. Eine selbst verdiente Note, ein erkämpftes Ergebnis kann doch erst befriedigen. Dabei die Hilfe des Stärkeren in Anspruch zu nehmen, ist ja keine Schande." So denkt Soldat Ronald Beck (20). Er fügt noch hinzu: „Gut ist, wenn man in seinem Kollektiv Genossen findet, denen man auch mal Freuden und Sorgen im privaten Bereich anvertrauen kann. Außerdem ist Kameradschaft genauso Rücksichtnahme, da man ja nun mal eineinhalb Jahre auf engstem Raum zusammenlebt."

Soldat Michael Hürrig (23) ergänzt: „Wichtig erscheint mir, daß man mit dem nötigen Takt erzieherisch auf andere Genossen einwirkt. Kameradschaft entsteht in einem militärischen Kollektiv und auch anderswo nicht automatisch vom ersten Tage an. Sie entwickelt sich allmählich, besonders aber in Bewährungssituationen, wo man sich voll und ganz auf den Nebenmann verlassen muß. Und das ist tatsächlich in der NVA oder hier bei den Grenztruppen anders als beispielsweise im Betrieb. Denn eins wird vom Betriebsangehörigen nicht gefordert: daß er seine Aufgaben auch unter Einsatz des Lebens, wie im Fahneneid verlangt, erfüllt."

Gefreiter Uwe Becker (20) schlägt sich ganz unbekümmert auf die Seite von Reiner, wenn er bemerkt: „Ich erinnere mich noch gut an unser letztes Feldlager. Da mußten wir auch die Sturmbahn überwinden. Ohne viel Training sollten wir die Norm schaffen. Das fiel uns schwer. Somit kann ich schon verstehen, daß jemand wie Reiner ein Motiv zum Tricksen hätte. Ich jedenfalls würde ihn in solch einer Situation nicht ‚anzinken'."

Da ist Gefreiter Andreas Förster (20) jedoch anderer Meinung: „Der Lutz hat Mut. Vor dem ziehe ich den Hut. Ich hätte mich nicht getraut, so öffentlich meine Meinung zu diesem Vorfall zu sagen. Geredet hätte ich allerdings mit Reiner, daß er selbst zum Zugführer geht und sein Versagen eingesteht."

Gefreiter Mathias Zieler (20) soll das letzte Wort erhalten, weil er überzeugt für einen Großteil seiner Kompanie spricht, die ja bekanntlich in diesem Jahr Wettbewerbsinitiator ist. „Bei uns würde sich keiner so verhalten wie Reiner. Das weiß ich genau In unserer Kompanie weiß auch jeder, wie ernst der Grenzdienst und wie hoch die Verantwortung ist. Wir, die Dienstälteren, müssen doch den Genossen im zweiten Diensthalbjahr vieles beibringen. Und es ist nicht wenig, was man lernen muß, um immer richtig zu handeln. Mit Beschiß ist da nichts zu machen. Soldatenkameradschaft entwickelt sich mit den Anforderungen, die an uns gestellt werden."

Diese kleine Umfrage soll zeigen, daß sozialistische Beziehungen durch bewußtes Handeln der Soldaten und der Vorgesetzen entstehen. Kameradschaftlichkeit entwickelt sich im gegenseitigen Geben und Nehmen, ohne daß man es gegeneinander aufrechnet. Vielleicht in dem Sinne, wie Lessing es in der „Minna von Barnhelm" ausdrückt: „Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf."

Text: Oberstleutnant Wolfgang Matthèes

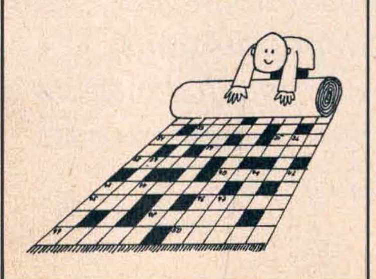


Wir verlangen von einem Freunde nie Beistimmung, sondern Verständnis unserer Handlungen, er mag sie loben oder tadeln je nach seinen eigenen Prinzipien, aber immer soll er sie verstehen, ihre Notwendigkeit begreifen, von unserem besonderen Standpunkt aus, wenn auch der seine ganz verschieden ist.

Heinrich Heine

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Winkelfunktion, 5. tropischer Klettervogel, 9. Metallfaden, 13. Betreuer, 14. Gestalt aus „Lohengrin", 15. Elite, 17. sowjetischer Schwarzmeerort, 18. zeitlich geordnetes Urkundenverzeichnis, 20. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 22. Stadt auf Honshu, 23. Nebenfluß der Drau, 26. deutscher Volksliedforscher des vor. Jh., 27. Wendekommando, 28. Hauptstadt der JAR, 30. der Entdecker Amerikas, 31. Elektronenschleuder, 32. Verbindungslinie zwischen Orten gleichen Luftdrucks, 33. frühere Münze, 38. rumänische Stadt, 39. Zahlungsmittel, 41. Saatgut, 44. ehemaliger türkischer Titel, 46. Dasein, Existenz, 48. buchhalterischer Begriff, 50. größter Breitenkreis, 51. Wandgestell, 52. Fluß in Peru, 53. Gestalt der Französischen Revolution, 56. Nebenfluß der Warta, 57. Elch, 60. Skilangläuferin der DDR, 61. Futterpflanze, 63. chemisches Element, 66. offener Güterwagen, 67. Keimungsperiode, 71. Zimmer, 73. in geheime Künste Eingeweihter, 74. Kulturraum für ältere Menschen, 75. Stern im Sternbild Jungfrau, 77. Nadelbaum, 79. Kauflustiger, 82. Abschluß, 84. nordischer Gott des Feuers, 86. chemisches Element, 88. Grundlage, Grundbestandteil, 93. äußerer Abschluß, 95. nordische Hirschart, 97. norditalienischer Fluß, 98. Windseite, 100. seichte Stelle, 101. einheitliche Dienstkleidung, 102. Halbton, 103. größter norwegischer Dramatiker, 106. Märchengestalt, 107. Feingebäck, 110. See in Äthiopien, 112. besonders in der Jazzmusik betonter Taktteil, 114. Strom zur Nordsee, 118. dänische Amtsstadt in Jütland, 120. Bleistreifen als Zeilenzwischenraum im Schriftsatz, 122. subtropischer Baum oder Strauch, 125. See in der UdSSR, 126. heftige Verneinung, 127. polnische Halbinsel, 128. Volk in Afrika, 129. Musikzeichen, 131. Schulsaal, 134. Südfrucht, 135. irischer Dichter des 18./19. Jh., 137. Hafenstadt im Nordwesten der USA, 138. großer Raum, 139. Nebenfluß der Donau, 140. die Senkrechte zur Tangente, 141. reines Warengewicht, 142. Legierung mit geringem Eisenanteil.



Senkrecht: 1. Kunst des Trauerspiels, 2. Pflanze mit Brennhaaren, 3. Ritter der Artusrunde, 4. Waschmittelsorte, 5. Reinigungsmittel, 6. Edelpflaume, 7. Augenzeugenbericht, 8. Stadt an der Adige, 9. bolivianischer Romancier, 10. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 11. lichtstarkes Fotoobjektiv, 12. spanischer Schriftsteller des 16./17. Jh., 18. Wortteil, 19. Muse der Liebesdichtung, 21. früherer mohammedanischer Titel, 22. Dunst, 24. Nutzpflanze, 25. Vergrößerungsglas, 28. Säulenhalle, 29. Musikzeichen, 33. Oper von Richard Strauss, 34. weiblicher Vorname, 35. Augenwasser, 36. Ort im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 37. Teilzahlungsbetrag, 38. Nebenfluß des Rheins, 40. französische Widerstandskämpferin, 41. Singvogel, 42. Wohnungsinhaber, 43. Fehllos, 45. Musikinstrument, 47. Gesichtshaar, 49. Bühnentanz, 54. norditalienische Stadt, 55. Gestalt aus „Egmont", 58. Komödie, 59. Nebenfluß der Donau, 61. Wandbrett, 62. Balsam verschiedener Nadelhölzer, 64. Sinn-, Denkspruch, 65. schwedische Ostseeinsel, 68. Gestalt aus „Der Vogelhändler", 69. Altberliner Original, 70. Hauptstadt von Tunesien, 72. Operette von Lehár, 73. Klostervorsteher, 76. mohammedanischer Richter, 78. Liebesgott, 80. Schilf, Röhricht, 81. kleine Brücke, 83. weiser Berater, 85. Geschütz, 86. Körperteil, 87. Treibmittel, 89. Gestalt aus „Eugen Onegin", 90. englische weibliche Anrede, 91. Teil des Bruchs, 92. altgermanisches Schriftzeichen, 94. Gestalt aus Schillers „Bürgschaft", 95. Ansprache, 96. Vogelbau, 98. Erdatmosphäre, 99. Zahl, 104. Verschlußstreifen mit Steuervermerk, 105. Sportreporter der DDR, 108. musikalisches Bühnenwerk, 109. Schweizer Volksheld, 111. Kampfbahn, 113. norditalienische Stadt, 115. Armteil, 116. Fragepunkt, 117. europäische Hauptstadt, 119. Quellfluß des Ubangi, 120. Schultasche, 121. Zaun, Gitter, 123. Südfrucht, 124. Tennisschläger, 129. Talsperre bei Eibenstock, 130. Weinernte, 132. Brauch, Sitte, 133. Gestalt aus „Peer Gynt", 135. Insel in der Irischen See, 136. Operngestalt bei Gotovac.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 74, 105, 6, 58, 50, 140, 67, 88, 118, 62, 51, 18–30, 100, 120, 134, 101, 7, 9, 15, 119 und 104 ergeben in dieser Reihenfolge ein Ziel der Wünsche von IHR und IHM. Wie heißt es? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 6. 1983. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 6/83.

Auflösung aus Nr. 4/83

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Wehrdienstausweis. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Lumen, 4. Reif, 7. Hora, 10. Tower, 13. Ali, 14. Dakar, 15. Dur, 16. Talon, 17. Thar, 19. Rabe, 21. Äneas, 22. Tute, 23. Ase, 25. Aron, 26. Regie, 29. Radames, 32. Ebene, 35. Arad, 36. Bern, 37. Leim, 39. Iler, 40. Eta, 42. Aroma, 45. Ale, 47. Gewehr, 49. Dau, 50. Inn, 52. Tartan, 55. Eile, 56. Sen, 57. Oger, 58. Senor, 59. Iller, 60. Mako, 62. Ast, 64. Iran, 66. Araber, 67. Sentenz, 70. Kamera, 71. Elegie, 74. Trapper, 78. Anrede, 81. Reh, 83. Air, 85. Ukas, 86. Hauptmann, 87. Gage, 88. Gel, 89. Gas, 91. Angara, 93. Einrede, 97. Annina, 100. Stelle, 102. Leisten, 106. Samara, 108. Alba, 109. See, 110. Aken, 111. Anton, 112. Laika, 113. Nase, 115. Eid, 116. Elba, 118. Terzel, 121. Ren, 123. Erl, 125. Agenda, 128. Ero, 129. Metro, 131. Lei, 132. Amur, 134. Etui, 136. Berg, 138. Reed, 141. Damon, 143. Treiber, 146. Tenne, 147. Inka, 149. Moa, 150. Bete, 152. Blase, 153. Ahoi, 155. Sieb, 157. Riesa, 158. Tal, 159. Illes, 160. Bon, 161. Riege, 162. Klee, 163. Lese, 164. Insel.*

Senkrecht: *1. Litera, 2. Malaga, 3. Nante, 4. Ritt, 5. Ida, 6. Farad, 7. Harem, 8. Ora, 9. Ader, 10. Träne, 11. Wiesel, 12. Raster, 18. Herr, 20. Base, 24. Sago, 27. Erde, 28. Idee, 30. Anaa, 31. Elan, 33. Bier, 34. Newa, 36. Bari, 38. Mate, 41. Therme, 43. Ruslan, 44. Minute, 46. Larina, 47. Gestade, 48. Wandale, 49. Demos, 51. Notiz, 53. Tolteke, 54. Normale, 61. Arber, 63. Step, 65. Akbar, 68. Err, 69. Nie, 72. Laken, 73. Gusla, 74. Thale, 75. Alpen, 76. Pumpe, 77. Range, 79. Regen, 80. Degen, 82. Ehe, 84. Ina, 88. Gabel, 90. Sasse, 91. Anstalt, 92. Gleiter, 94. Ire, 95. Rose, 96. Dee, 98. Italien, 99. Alabama, 101. Lanner, 102. Lager, 103. Ismene, 104. Tender, 105. Nagel, 107. Anlage, 114. Aloe, 117. Balg, 119. Emma, 120. Zero, 122. Emir, 124. Robe, 126. Eire, 127. Dien, 130. Trio, 132. Adebar, 133. Umlage, 135. Utah, 137. Erbe, 139. Engels, 140. Detail, 142. Niete, 144. Emile, 145. Basel, 146. Terni, 148. Kalk, 151. Ebbe, 154. Oie, 156. Ise.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 1/83 sind: Soldat Matthias Dressel, 5084 Erfurt, 25,– M; Gefreiter Frank John, 7570 Forst/L., 15,– M, und Elke Decker, 9435 Erka/Erzgeb., 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14
15 16 17 18 19
20 21 22
23 24 25 26 27 28 29
30 31
32 33 34
35 36 37 38 39 40 41 42 43
44 45 46 47 48 49
50 51
52 53 54 55 56
57 58 59 60 61 62
63 64 65 66
67 68 69 70
71 72 73
74
75 76 77 78
79 80 81
82 83 84 85
86 87 88 89 90 91 92 93 94
95 96 97 98 99
100 101
102 103 104 105 106
107 108 109 110 111 112 113 114 115 116
117 118 119
120 121 122 123 124
125 126 127 128
129 130 131 132 133
134 135 136 137
138 139
140 141 142

9 LAMETTA
16 SILBE
22 NEBEL
25 LUPE
27 REE
30 KOLUMBUS
31 BEL
35 TALER
35 TRENE
37 RATE
50 EQUATOR
57 ELEN
58 LUSTSPIEL
59 NAAB

Wer wird denn gleich mit Blumen empfangen?

CLAUS an CLAUDIA

Mein liebes, fernes Mädchen! Nun ist der Weg zu Dir noch weiter geworden. Ich hatte so gehofft, ich würde Dir ein bißchen näher rücken. Aber nichts ist. Als man mir sagte, in welche Einheit ich versetzt werden würde, ahnte ich gleich Schlimmes. Mach Dir nicht erst die Mühe, den Namen des Nestes auf der Karte zu suchen. Du findest ihn höchstens mit Lupe, wenn überhaupt...



CLAUS:

Wo ich hinkomme, ist Stimmung. Kaum war ich in der Truppe angereist, flogen wir 'raus. Alarm. Und schon lagen wir – im übertragenen Sinne – bis zum Kragen im Dreck. Ein bißchen anders hatte ich mir meinen Einstieg in die Praxis doch vorgestellt. Vielleicht nicht gerade mit rotem Teppich und Blumen und so. Aber 'n paar Hände hätte ich zur Begrüßung erstmal ganz gern geschüttelt. Ich fluchte leise vor mich hin: Erst verfrachtet man mich in diese finstere Gegend, und dann stolpere ich hier mit meiner Gruppe wie behämmert durchs Gelände, weiß knapp, wer hinter oder neben mir marschiert. Alles neue Gesichter.

Ich erteilte vorschriftsmäßig Befehle. Und spürte Macht. Die Soldaten gaben sich Mühe. Es läuft ja ganz gut, dachte ich zufrieden. Trotzdem saß mir ein Kloß im Hals. An der Unteroffiziersschule war immer noch einer an deiner Seite, der dir Hinweise gab und kontrollierte, ob du alles richtig machst. Ich dachte an Knuth, unseren Gruppenführer von der Schule. Und ich fragte mich durchschnittlich pro Stunde einmal, was er wohl zu mir sagen würde. Dann war es Zeit und ich rief: Pause!

Verdrossen hockte ich mich an einen Baum und versuchte, einen Blick vom Himmel zu erwischen. Großer Wagen. Sirius. Das gab's hier demnach auch. Hätte ich nicht für möglich gehalten, so abgelegen, wie diese Gegend war. Es kam mir nach der ewiglangen Bahnfahrt und der Umsteigerei vor, als hätte es mich auf die andere Seite der Erdkugel verschlagen. Und dort, das hatte ich mal gelesen, hängen die Sternbilder sozusagen anderslang. Hier hingen sie haargenau an der Stelle, wie von zu Hause aus betrachtet. Das tröstete mich doch ein wenig. Und ich dachte an Claudia.

Die Nacht war ungewöhnlich klar. Nur wenn ich den Kopf zu weit in den Nacken legte und der Stahlhelm verrutschte, stand ich im Dunkeln. Die Sterne blinkten wie Laternen. Das war Claudias Vergleich. Ich fand ihn für meine Situation viel zu poetisch. Trotzdem ging er mir nicht aus dem Sinn. Neben mir erzählten sich einige Soldaten, was für Kerle sie sind. Sie schnitten unheimlich auf. Ich mußte grinsen. Genau so hat es bei uns auch angefangen, als wir vor einem halben Jahr zur Fahne kamen. Ein halbes Jahr ist das erst her? Gemessen an den neueingezogenen Grünschnäbeln hier kam ich mir uralt vor. Und ich sagte zu den Quasselstrippen: Weckt mich, Jungs, wenn ihr zur Sache kommen solltet. Und fand, daß ich Humor bewies.

Denn an Schlafen oder so war in dieser Nacht sowieso nicht zu denken. Wir hatten ganz schön munter zu sein, um unsere Aufgaben gut zu erfüllen. Nicht, daß die Aufgaben so groß gewesen wären. Nee, umgekehrt. Wir waren eine Anfängertruppe, wenn ich das mal so formulieren darf. Frisch eingezogene Soldaten, die gerade mit der Grundausbildung fertig waren. Und ich, der als Unteroffizier in dieser Einheit ebenfalls mit 'nem A am Heck rumlaufen könnte.

Ich sah mir meine Leutchen an.



Soweit die Dunkelheit das zuließ. Es gab wie überall so'ne und solche. He, Chef, wie stehts, winkte einer lässig zu mir rüber. Was hieß hier: Chef? Ich hätte ihn stramm stehen lassen können. Aber ich schwieg. Vielleicht war das falsch, und ich versaute durch mein Schweigen gerade die Preise. Mir konnte wohl kaum etwas Schlimmeres passieren, als wenn die Soldaten von mir dachten: Mit dem kann man's machen. Ich fühlte mich unsicher wie nie. Doch der lässige Typ mit seinem He-Chef gefiel mir irgendwie. Bei zwei, drei anderen hatte ich das dumpfe Gefühl, sie würden lieber bei Lampenschimmer an Mutterns Rockzipfel hängen, als hier im finsteren Wald ihr bißchen Mut zusammenzunehmen. Jedenfalls fuhren sie andauernd hoch, wenn es irgendwo im Gebüsch knackte. Da lag mir der andere Kumpel besser. Schon rein menschlich gesehen. Der schien so'n Stimmungsbarometer zu sein. Solange der noch seine Witze riß, lag ein Hoch in der Luft. Der schaffte es, und riß alle mit. Und ich dachte im Stillen: Soldat Thorsthen Müller, diesen Namen muß man sich merken. Mal sehen, ob Du hältst, was Du versprichst.

Darf ein Vorgesetzter sich Gefühle leisten? Oder ist das ungerecht? Ich meine, den anderen gegenüber, die man nicht gleich so sympathisch findet. Wieder dachte ich an Knuth. Bei ihm hatte jeder den Eindruck, Knuth legt auf ihn besonderen Wert.

Knuth hatte ein Fingerspitzengefühl, das war einfach super. Und ich fragte mich mit einem Seufzen: Ob das angeboren ist, ob man das erlernen kann?

Die Nacht verging. Aus Erfahrung kann ich sagen, daß die Stunden vor der Morgendämmerung die quälendsten sind. Da mußten wir durch. Denn daß wir für die nächste Zeit nicht aus den Klamotten kommen würden, war klar. Damit sich niemand falsche Hoffnungen machte, sagte ich das laut und deutlich. Und mit welchem Erfolg? Fragt doch da einer: „Und was gibt's zum Frühstück?" Diesmal hielt ich aber nicht die Klappe und erwiderte freundlich: „Eier im Glas!"

Irgendwann später verblaßten die Sterne. Claudia, mein Schatz, von wegen Laternen. Viel zu poetisch. Mir klappten beharrlich die Augen zu. Mein Magen knurrte, und ich fühlte mich wie durch eine Wäschemangel gedreht. Um ehrlich zu sein, es war zum Verzweifeln. Denn ein Vorgesetzter sollte doch in jeder Lebenslage Vorbild sein. Wir kämpften uns durch das Unterholz. „Nicht so trödeln", rief ich nach hinten. Aber damit kam ich schlecht an. Ein Soldat hatte sich den Knöchel verknackst. Auch das noch. Ich trabte zurück, nahm dem humpelnden Soldaten die Waffe ab und sagte: „Weiter!" Bald darauf hatte ich selbst das Gefühl, auf dem Zahnfleisch zu laufen. In meiner Hand piekten tausend Nadeln. Der Bruch meldete sich offenbar wieder. Das hatte der Arzt mir aber gleich mit auf den Weg gegeben. Der Knochen war zwar gut geheilt, doch bis alles restlos im Lot ist, würde es noch eine Weile dauern. Das hatte ich von meinem Übereifer, ging es mir kurz durch den Kopf, und ich mußte an mein Mißgeschick denken, als ich an der Eskaladierwand vor einiger Zeit den starken Mann spielen wollte und stattdessen meinen Unfall fabrizierte. Damals ging es mir um mich. Und diesmal? Diesmal wollte ich, daß meine Gruppe ihre Aufgabe löste.

Achtundvierzig Stunden dauerte die Übung. In der Auswertung wurde unsere Gruppe unter ferner liefen genannt. Trotzdem war ich stolz auf uns. Wir hatten gemeinsam etwas durchgestanden. Ein anderer Gruppenführer meinte zwar, ich hätte straffer durchgreifen müssen. Was versteht er darunter?



CLAUS an CLAUDIA

Jetzt soll passieren, was will, erst schreibe ich diesen Brief zu Ende. Soll ich Dir ein Geheimnis verraten? Ich habe riesengroße Sehnsucht nach Dir. Und die scheint mit der Summe der Kilometer, die zwischen uns liegen, nur noch zu wachsen. In den nächsten Tagen werde ich endlich mal wieder ein bißchen mehr Geld in die Finger bekommen. Als Gruppenführer und Unteroffizier ist man ja wer. Und weißt Du, was wir dann machen? Wir kaufen Ringe davon. Ich fürchte zwar, ein wenig mußt Du auch beisteuern. Was meinst Du dazu? Gib mir bloß keinen Korb.

In Liebe

Dein Claus

Text: Christine Zenner
Bild: Manfred Uhlenhut



Seit Claus in die Truppe versetzt wurde, ist sein Weg nach Hause weiter geworden. Und das bedeutet für die Zukunft: Die Zeit mit Claudia wird noch kürzer sein.

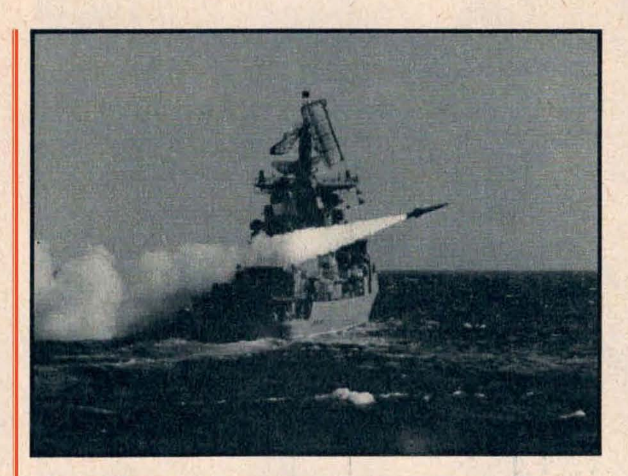
Wir fragen Euch:

- **Sind Verlobungsringe wichtig, um die Trennung besser zu meistern?**

In der nächsten Folge: Verlobung mit einem Mann auf Raten?



UNSER TITEL: Soldaten der Volksstreitkräfte Afghanistans (Bild: L. Jakutin). Siehe dazu die Seiten 60–65.



UNSER POSTER: Die Besatzung des sowjetischen Raketenkreuzers „Nikolajew" demonstriert beim Gefechtsschießen auf See ihren hohen Ausbildungsstand. Bild: L. Jakutin



ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

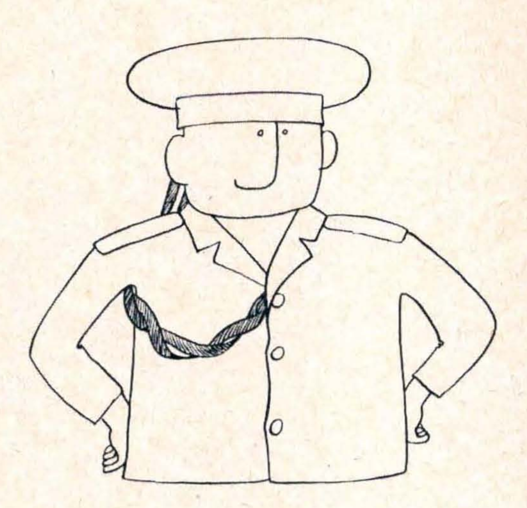
Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Joachim Hermann/Horst Scheffler
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 18. 3. 1983

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618/App. 330 –
Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

INHALT

Am laufenden Band

zeichnete
Edi Hessheimer

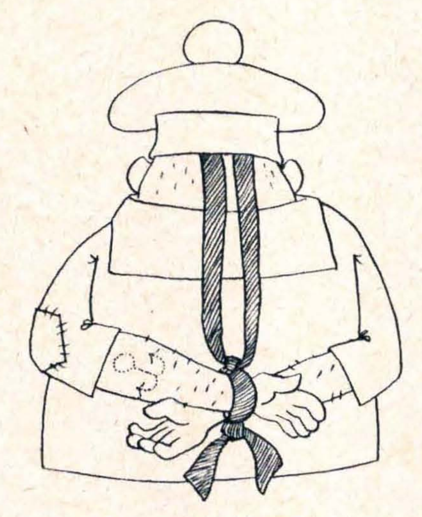







Bild: Günter Gueffroy

Rock-Musikantin
aus Budapest

Victória Eszményi

ISSN 0004-2277, AR, Berlin 28 (1983) 5, S. 1–100